

Vom

Meinungskämpfe des deutschen Volks

im Anfang

des neunzehnten Jahrhunderts.

Abrechnung der Missionen des Jahres 1871

1. Die Missionen des Jahres 1871	1
2. Die Missionen des Jahres 1870	2
3. Die Missionen des Jahres 1869	3
4. Die Missionen des Jahres 1868	4
5. Die Missionen des Jahres 1867	5
6. Die Missionen des Jahres 1866	6
7. Die Missionen des Jahres 1865	7
8. Die Missionen des Jahres 1864	8
9. Die Missionen des Jahres 1863	9
10. Die Missionen des Jahres 1862	10
11. Die Missionen des Jahres 1861	11
12. Die Missionen des Jahres 1860	12
13. Die Missionen des Jahres 1859	13
14. Die Missionen des Jahres 1858	14
15. Die Missionen des Jahres 1857	15
16. Die Missionen des Jahres 1856	16
17. Die Missionen des Jahres 1855	17
18. Die Missionen des Jahres 1854	18
19. Die Missionen des Jahres 1853	19
20. Die Missionen des Jahres 1852	20
21. Die Missionen des Jahres 1851	21
22. Die Missionen des Jahres 1850	22
23. Die Missionen des Jahres 1849	23
24. Die Missionen des Jahres 1848	24
25. Die Missionen des Jahres 1847	25
26. Die Missionen des Jahres 1846	26
27. Die Missionen des Jahres 1845	27
28. Die Missionen des Jahres 1844	28
29. Die Missionen des Jahres 1843	29
30. Die Missionen des Jahres 1842	30
31. Die Missionen des Jahres 1841	31
32. Die Missionen des Jahres 1840	32
33. Die Missionen des Jahres 1839	33
34. Die Missionen des Jahres 1838	34
35. Die Missionen des Jahres 1837	35
36. Die Missionen des Jahres 1836	36
37. Die Missionen des Jahres 1835	37
38. Die Missionen des Jahres 1834	38
39. Die Missionen des Jahres 1833	39
40. Die Missionen des Jahres 1832	40
41. Die Missionen des Jahres 1831	41
42. Die Missionen des Jahres 1830	42
43. Die Missionen des Jahres 1829	43
44. Die Missionen des Jahres 1828	44
45. Die Missionen des Jahres 1827	45
46. Die Missionen des Jahres 1826	46
47. Die Missionen des Jahres 1825	47
48. Die Missionen des Jahres 1824	48
49. Die Missionen des Jahres 1823	49
50. Die Missionen des Jahres 1822	50
51. Die Missionen des Jahres 1821	51
52. Die Missionen des Jahres 1820	52
53. Die Missionen des Jahres 1819	53
54. Die Missionen des Jahres 1818	54
55. Die Missionen des Jahres 1817	55
56. Die Missionen des Jahres 1816	56
57. Die Missionen des Jahres 1815	57
58. Die Missionen des Jahres 1814	58
59. Die Missionen des Jahres 1813	59
60. Die Missionen des Jahres 1812	60
61. Die Missionen des Jahres 1811	61
62. Die Missionen des Jahres 1810	62
63. Die Missionen des Jahres 1809	63
64. Die Missionen des Jahres 1808	64
65. Die Missionen des Jahres 1807	65
66. Die Missionen des Jahres 1806	66
67. Die Missionen des Jahres 1805	67
68. Die Missionen des Jahres 1804	68
69. Die Missionen des Jahres 1803	69
70. Die Missionen des Jahres 1802	70
71. Die Missionen des Jahres 1801	71
72. Die Missionen des Jahres 1800	72
73. Die Missionen des Jahres 1799	73
74. Die Missionen des Jahres 1798	74
75. Die Missionen des Jahres 1797	75
76. Die Missionen des Jahres 1796	76
77. Die Missionen des Jahres 1795	77
78. Die Missionen des Jahres 1794	78
79. Die Missionen des Jahres 1793	79
80. Die Missionen des Jahres 1792	80
81. Die Missionen des Jahres 1791	81
82. Die Missionen des Jahres 1790	82
83. Die Missionen des Jahres 1789	83
84. Die Missionen des Jahres 1788	84
85. Die Missionen des Jahres 1787	85
86. Die Missionen des Jahres 1786	86
87. Die Missionen des Jahres 1785	87
88. Die Missionen des Jahres 1784	88
89. Die Missionen des Jahres 1783	89
90. Die Missionen des Jahres 1782	90
91. Die Missionen des Jahres 1781	91
92. Die Missionen des Jahres 1780	92
93. Die Missionen des Jahres 1779	93
94. Die Missionen des Jahres 1778	94
95. Die Missionen des Jahres 1777	95
96. Die Missionen des Jahres 1776	96
97. Die Missionen des Jahres 1775	97
98. Die Missionen des Jahres 1774	98
99. Die Missionen des Jahres 1773	99
100. Die Missionen des Jahres 1772	100

Der Verfasser begleitete nachfolgendes geschichtliche Gemälde vom Meinungskampfe der Deutschen im ersten Fünftel des neunzehnten Jahrhunderts mit folgendem Vorwort.

„In andern, als unsern Tagen, wäre ein Vorwort zu der hier gegebenen geschichtlichen Abhandlung vielleicht überflüssig gewesen. Sie trat zuerst in „Uebersieferungen zur Geschichte unserer Zeit“ (Jahrgang 1819) ans Licht. Man hat sie eines besondern Abdrucks würdig gehalten, weil man ihr zutraute, auch außer dem engern Kreise von Lesern jener Zeitschrift wohlthuend werden zu können. Durch den Verfasser war sie bloß bestimmt, eine Uebersicht von Deutschlands jüngsten Schicksalen zu gewähren, und aus der Verkettung von Ursachen und Wirkungen (deren Zusammenhang nicht in jedem Gedächtniß klar blieb) sichtbar werden zu lassen, wie das, was gekommen ist, kam. Weil aber die Meinungen hier, mehr denn je, Urheberinnen der größten Ereignisse wurden, mußten sie auch in dieser Darstellung, als Hauptgegenstände, vor allen hervortreten. Ihre flüchtige, zarte Gestalt zu bezeichnen, mußten, so viel es die Form des ganzen Bildes gestattete, die eigenen Ausdrücke derer dienen, welche sie ausgesprochen hatten.

„Es hat oft im Leben des einzelnen Menschen, wenn ihm die überraschende Gewalt des Augenblicks jede Fassung raubt, ein Blick auf sein Vergangenes Wunderkraft. Ein solcher Blick kann belehrend, tröstend, erhebend, ihm die verlorne Besonnenheit wieder geben und oft seine ganze bisherige Ansicht der Dinge verändern. Vielleicht bewirkt ein Zurückschauen auf die letzten Jahrzehende bei manchem von den Tausenden Aehnliches, die einander mit entzweiten Grundsätzen gegenüberstehen, und, erbittert durch die

Gegenwart, geschreckt von der Zukunft, die ruhige Haltung einbüßten, ohne welche Niemand mit Würde urtheilen oder mit Zweckmäßigkeit handeln kann.

„Doch bleibt dies ein sehr schüchternes Vielleicht. Denn in Tagen, wo jeder mehr auf den stürmischen Schlag seines Herzens, als auf die Gründe der Vernunft horcht, hat für Viele auch selbst die Geschichte ihre Macht verloren, und wird der, welcher redet, weniger nach dem Werth seiner Absicht als nach der Partei gewürdigt, der er anzugehören scheint.

„Inzwischen ist sich der Verfasser nur der vollen Güte seines Willens und seiner reinen Unbefangenheit bewußt. Als Bürger eines Freistaates, dem alle Mächte Europas ewige Neutralität zugesagt haben, wird ihm, wie jedem Schweizer, Erwiederung strenger Unparteilichkeit zur Pflicht, wenn sie nicht sonst schon in seiner eigenen Ueberzeugung läge. Er theilte mit seinem ganzen Vaterlande die dankbare Ehrfurcht für jene erhabenen Monarchen Deutschlands, welche das glückliche Loos für die Eidsgenossenschaft entschieden haben; anderseits aber auch nicht minder die dankbare Hochachtung der deutschen Nation, deren herrlichem Wirken in Wissenschaft und Kunst und Allem, was daraus für Gesittung und Wohlstand anderer Völker erwuchs, Europa Schuldnerin ward; ihr, deren Wohl und Weh auf Wohl und Weh der ihr an Sprache, Gemüth und Sitte am engsten verwandten Schweiz besonders zurückwirkt.

„Daher wird man den Verfasser mit größerem Recht jedes andern Fehlers, als der Befangenheit und des Parteisinns zeihen können, wenn man Unparteilichkeit und Freiheit und bescheidene Sprache nicht etwa selbst wieder für Befangenheit erklärt.“

1. Mannigfache Ansichten über den Ursprung des Meinungskampfes unter den Deutschen.

Die innern Bewegungen Deutschlands, hervorgetreten aus sich feindlich begegnenden Ansprüchen der bürgerlichen Stände, reizten die Aufmerksamkeit Europa's. Wir erblickten jene hartnäckige Parteilung der Gesinnungen, jene Verwirrung der Begriffe, in welcher dem Einen ruchlos erscheint, was dem Andern ein Heiligthum gilt; jene gegenseitigen Erbitterungen, kaum noch mit dem Schleier gewohnten Anstandes bedeckt, wie wir sie bei andern Nationen nur allzuoft, als weissagende Vorläufer finsterner Verhängnisse, kennen gelernt haben.

Was dort in wilder Regung durch einander fährt, nennen die Einen nothwendigen Naturgang in der allmäligen Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft; — die Andern den uralten und nie endenden Kampf des Lichts und der Finsterniß; — die Dritten das Wiederaufstehen urdeutschen Sinnes und Wesens, immerdar im Widerstreit mit romanischem oder welschem Geist, und von diesem seit Jahrhunderten unterdrückt und beherrscht. Andere hingegen heißen es die Spätfrucht von Lehrsätzen französischer Staatsumwälzer, jetzt erst zur Reife gediehen; Andere es Wirkung deutscher Nachahmungssucht, reden, thun und es haben zu wollen, wie Franzosen oder Engländer, ohne Ansehen altbestandener Verhältnisse und Rechte; Andere es vorübergehende Meinungsmode, oder fieberhafte Stimmung, wie ehemals das Werther- und Siegwartfieber der empfindsamen Zeit gewesen; Andere es meuterisches Werk ehrgeiziger Lehrer und Schriftsteller, die sich den Fürsten bedeutsam, oder in Umkehrung alter Ordnungen berühmte Namen machen wollen; Andere es Folge irreligiöser, falscher Aufklärung, welche mit Hintansetzung kirchlicher Lehrbegriffe und Anstalten zuletzt keines Heiligthums achtet; Andere es natürlichen Erfolg fürslicher

Fehlgriffe, durch welche die alterthümlichen Schranken zerfielen, von denen weiland hoher und niederer Adel, Bürger und Bauern unvermischbar auseinander gehalten wurden; Andere es Sträuben der Völkerschaften unter dem unerträglich werdenden Druck öffentlicher Lasten. Andere noch lösen das Räthsel auf andere Weisen. Jedem bietet sein Standpunkt, sein Erfahrungsschatz, seines Gemüthes Eigenthümlichkeit, Vorthail und Interesse seines Berufs und Standes einen andern Schlüssel dar.

Selbst an vielen Höfen scheint dieser Zwiespalt der Urtheile zu walten; daher oft unsichere Rathschläge, schwankende Maßregeln.

„Widerstrebet nicht“, ermahnen die Einen, „dem Drange der Zeit; verleihet dem Volke stellvertretende Verfassungen, wie ihr verheißen habet, und der Sturm ist beschworen. Durch die öffentliche Meinung, durch innigern Verein des Fürsten mit dem Volk, werdet ihr mächtiger werden, als weiland durch Priesterschaft und Adel. Schon haben diese längst, theils durch das Streben der größern Landesherrn nach Alleingewalt, theils durch höher gestiegene Gesittung und Einsicht der untern Stände, ihre ehemalige Bedeutung und Achtung verloren. Ihr könnet Ordensbänder, gräfliche und freiherrliche Pergamentbriefe austheilen, aber nicht erzwingen, was die Nation dazu denken soll.“

„Wehe!“ rufen Andere: „so ihr den morschen Damm, gegen welchen heut der Strom anbrauset, gänzlich schleifet, wird er sich verheerend über Alles ergießen. Hätte Ludwig XVI. in Frankreich nicht den Staatsfehler begangen, die Notabeln zusammenzurufen, er würde das Blutgerüst nie bestiegen haben. Wißet ihr, wenn ihr dem Volk geringe Macht einräumt, ob es sich damit nicht bald eine größere erobert? Wenn sich Landstände und Thron entzweiten, wißet ihr, auf wessen Seite das Volk treten wird? Wahr ist's, Fürsten haben, zur Mehrung eigener Hoheit, des alten Adels Ansehen und Einfluß gebrochen: sollen nun aber jene, was sie

diesem genommen, wieder mit dem Volke theilen? Die sogenannte öffentliche Meinung ist am Ende Schriftstellergeschrei. Der Fürst schirme der untern Stände Rechtsame, aber auch die letzten Vorrechte, welche dem Adel im Heere und am Hofe geblieben sind; er zeige den gewaffneten Arm, und gebiete dem frechen Geschwätz der Schriftsteller Schweigen, durch Aufhebung der Pressfreiheit, so ist der Sturm beschworen und die öffentliche Meinung stirbt von selbst mit ihren Werkzeugen, den Zeitungen und Flugschriften, aus."

"Wohl kann man", erwidern Andere, "Zungen und Federn in Bann thun; aber wenn diese schweigen, reden die Gedanken und Seufzer. Verblendet euch nicht muthwillig, zu glauben, daß jenes Mißvergnügen im deutschen Lande Wirkung des Geschreies sei; nein, das Geschrei ist Wirkung empfundener Schmerzen! Verschlöffener Grimm ist allezeit gefahrvoller, denn redseliger Mißmuth. Guttenbergs Werkzeug gibt zum Gifte Gegengift, und zu bösen Anschlägen auch den Verräther. Der Hof, welcher Presszwang einführt, verdunkelt sich Kenntniß dessen, was im Volke geht, und verdächtigt, weil er öffentliches Urtheil scheut, sein eigenes Gute. Zeitungen und Flugblätter bewegen kein zufriedenes Volk, und die Jugend der Hochschulen stürzt keinen im Volksglück gegründeten Staat um. Stellet nur dies Glück her; vermindert die Last der Abgaben, ihren ungleichen Druck; gebt den Handel frei; schränkt eure Ausgaben ein; vermindert den Aufwand des Hofes, des Heeres, der überflüssigen Beamten, und der Sturm ist beschworen. Den Bürger und Bauern, welche sich heute an die Mißvergnügten der gebildeten Volksklassen anschließen, und in ihnen ihre Fürsprecher ehren, ohne sie zu verstehen, werden neuen Staatsverfassungen und stellvertretenden Versammlungen wenig nachfragen, sobald sie sich, bei mäßigen Abgaben, ihres Eigenthums sicher und in ihren Häusern behaglich fühlen."

Dagegen setzen sich Andere und sprechen: „Ein Heilmittel,

wie dieses, ist zerstörender, als die Krankheit selbst! Fürchtet die Folgen, wenn ihr den altgewohnten, gebührlchen Glanz des Thrones schwächet, und diesen armselig gegen Seinesgleichen, ohne Majestät gegen die Menge hinstellet! Vom Aeußern stammt der Begriff der Würde, und damit die Ehrfurcht, welche ihr gebührt. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die stehenden Heere verkleinert, den Landesherrn wehrlos macht gegen den Troß seiner Unterthanen, oder gegen die Gewalt des geharnischten Nachbars! Es kann in unsern Tagen kein Fürst ohne Gefahr sein Heer vermindern, so lange nicht alle Mächte Europens gleichzeitig dasselbe thun. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die Menge oder Besoldung der bürgerlichen Beamten verringert und tausend und noch tausend Familien brodlos macht! Das heißt zahllose wackere Männer, welche mit ihrem Ansehen, Einfluß und Wissen bisher die Ordnung des Staats schützen halfen, muthwillig in Verzweiflung treiben, und zur Partei der Mißvergnügten hinüberjagen, damit sie diese in Befehdung der bestehenden Ordnung verstärken. Immer noch klüger würde sein, Preßfreiheit, Landstände u. dgl. m. zu gewähren, und eine öffentliche Meinung zu gestatten, welche in der Hand eines weisen Fürsten zum machtvollen Hebel wird. Lasset das Volk sich von der Nothwendigkeit der Steuern durch seine eigenen Abgeordneten überzeugen; was aus Ueberzeugung gegeben wird, ist leichter gegeben. Der Fürst, im Mittelpunkt aller Machtmittel, wird auch dann noch immer als der Stärkere dastehen, und am wenigsten vor dem Wortgetöse der Redner zittern müssen, die, gewöhnlich unter einander selbst entzweit, zuletzt dienen, unterhaltendes Schauspiel des großen Hausens und Werkzeug des Hofes zu sein.“

So und auf mannigfaltige Weise durchkreuzen sich Rathschläge und daraus fließende Maßregeln. Schlaue Gewandtheit im Geschäftswesen, vereint mit Unglauben an das Zeitbedürfniß und an

des Volkes Noth, steht an den Höfen einem schwärmerischen Hochsinn ohne Geschäftskunde im Volke gegenüber, der das, was sein sollte, oft mit dem, was ausführbar sein könnte, verwechselt. Vorurtheile der Geburt, des Standes, der Junft, der Gewohnheit hadern um das Gerechte und Nothwendige, mit dem Gefühl des Zeitbedürfnisses und den Urbildern der Vernunft. Die seltsamsten Erscheinungen treten hervor. Hier werden stellvertretende Verfassungen gegeben, dort durch Vertrag zwischen Fürst und Volk gegründet, dort verzögert, dort verweigert. Hier denkt man ans Fortschreiten mit dem Geist des Jahrhunderts, dort ans Festhalten des Bestehenden, dort an Heimkehr ins Altvergangene, an Herstellung des Lehenwesens, Mönchthums und gedankenlosen Gehorchens.

Es kann nicht anders sein, das Hinausführen all so feindlich getrennter Grundsätze ins wirkliche Leben und in so vielerlei neben einander bestehenden Staaten gleicher Zunge, muß Gährungen wecken, deren Ausgang Niemand berechnen kann. Kaum zwei Jahrzehnde früher ahnete man diesen Gang der Dinge auf deutscher Erde nicht. Woher die Verwandlungen, da seitdem Adel und Geistlichkeit nicht anmaßender, die Gesetzgebungen nicht despotischer, die Fürsten nicht unwäterlicher geworden sind?

2. Neue Entfaltung des Volksgeistes nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Bildung der höhern Stände durch französisches Schriftenthum.

Man durchblättere die Geschichte! Erde und Himmel sind der ungeheure Spielraum, dessen die Wünsche der Sterblichen bedürfen; behagliches Dasein in dieser Welt, selige Erwartung von jener. Irdische Freiheit, gottesfürchtiger Glaube bleiben die ewigen Grundbedingungen unsers Glücks, wenn auch, nach Maß-

gabe der verschiedenen Gesittungsstufen, die Arten bürgerlicher und staatsstümlicher Freiheit oder der religiösen und kirchlichen Zustände der Völker von einander abweichend sind. Will man die Weltgeschichte verstehen, muß man sie aus der Höhe dieses Standpunktes betrachten. Alle großen Ereignisse und Staatsumwälzungen stammen zuletzt von daher.

Auch die Geschichte der Deutschen, seit ihren Hermannsschlachten gegen Rom, bis zu ihrer Verstrickung ins Netz des Lehenwesens und Priesterthums, wird von jenen Triebfedern bewegt. Abwechselnd sehen wir immerdar die eine oder die andere vorherrschend spielen, abwechselnd sich einander zurückdrängen auf einen Endpunkt, von welchem aus dann die Gebrängte ihre Spannkraft wieder geltend macht. Nach der frommen Raserei der Kreuzzüge folgte die Pracht, Ueppigkeit und Kunstliebe des Mittelalters, mit Sittenschlaffheit und Uebermuth weltlicher und geistlicher Herren. Das Heiligste des Menschen war beinahe in todter Kirchlichkeit erstarrt. Da erfolgte wieder der Umschwung und die Rückwirkung durch Macht gläubiger Inbrunst — der Tag der großen Kirchentrennung. Die Religionskriege gestalteten einen Theil Europa's um. Aber schon der Ausgang des dreißigjährigen Krieges bezeugte die eintretende Erschlaffung der Nationen. Man sehnte sich unter den langen Verwüstungen um jeden Preis nach Ruhe; und die religiöse Begeisterung, zum Theil schon von fremdartigen Leidenschaften verschlungen, wich dem dringenden Bedürfniß des äußern Wohlseins. Es war am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Völker bauten ihre zerstörten Hütten auf; Pracht und Wohlleben zog wieder in die Städte und in die Paläste der Großen ein. Frankreich gab damals in Sitte, Kunst und Schriftwerk den Ton an; er ward der Ton, wie des größern Theils von Europa, auch an Deutschlands Höfen und in den höhern Ständen, bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus.

Witz und Ernst geistreicher Schriftsteller Frankreichs bekämpfte kirchliche und staatsstümliche Irrthümer und Vorurtheile mit gleicher Gewalt. Die Fürsten und ihre Großen in Deutschland, und Alles, was gern zu den Höhern zählen wollte, bildeten sich freier aus; strebten nach dem Ruhm, freiem Ton und Geist um sich her zu verbreiten; begünstigten Wissenschaft, Volksaufklärung, Glaubensduldung und was das gesellige Leben veranmuthigen mag; verbesserten die rohe Gesetzgebung; brachen die Macht geistlichen Ansehens; schafften Hexenprozesse und Folterbänke ab, und bereiteten mit zahllosen bessern Stiftungen ein besseres Zeitalter vor. Zugleich schweifte ihre Begierde zur geistigen Freiheit in wahren Frevelmuth über, dem nichts ehrwürdig, nichts heilig blieb. Mit unhaltbaren Kirchenlehren ward alles Religiöse zugleich Gegenstand des Spottes; die Milde der Sitten verlor sich in sittliche Schlaffheit.

Doch dieser Ton herrschte nur in den höhern Ständen und in denen, die ihnen am nächsten grenzten. Die große Mehrheit der Nation, die Landleute, die Bürger der Städte, genossen nur die Früchte besserer Einrichtungen von oben herab; aber der freylerische Geist droben, in fremder Sprache redend, focht sie nicht an. Deutschland blieb deutsch, während die kleine Zahl der Vornehmsten französisch dachte, fühlte, handelte und sprach. Im Innern des Volks verharrte alte Gottesfurcht, Ehrbarkeit und schlichtes, gemüthliches Wesen, neben mancherlei Spießbürgerthum, Aberglauben und rohem Sein.

Und das Volk befand sich wohl dabei. Es trug heilige Ehen vor dem ausgelassenen Wesen der Höhern, und herrschende Meinung ward beim gemeinen Mann, daß Religionspöttelei und Sittenlosigkeit zum Stande der Vornehmen gehöre. Dabei bewegte sich übrigens männiglich ungestört in hergebrachten Weisen. Die altererbten Rechte jeder Zunft, jedes Dorfes, jeder Stadt, jeder

Landschaft wurden geehrt oder nur glimpflich dem Zeitbedürfnis gemäßer gefügt; die Stände des Volks waren scharf von einander getrennt, und man beachtete gegenseitig die herkömmlichen Verhältnisse. Wie das gesammte deutsche Reich aus dem Zusammentritt einiger hundert Gemeinwesen, von ungleicher Größe, Wichtigkeit und Würde bestand: so hinwieder war jeder einzelne Staat eine besondere Bundeschaft von verschiedenen berechtigten Ortschaften, Provinzen, Ständen und Körperschaften unter einerlei Oberhaupt. Jeder Theil sorgte, unbekümmert um den Nachbar, für sich, und war zufrieden, wenn man ihm das Seine ließ.

Das war aber der sicherste Weg zur Erödung alles Gemeingeistes in Deutschland, so wie zur Pflege jeder engherzigen Selbstsucht. Die deutschen Völkerschaften kannten einander kaum. Was in Brandenburg geschah, kümmerte den Schwaben selten mehr, als was er von Lissabon oder Neapel vernahm. Den Höfen lag an Erweckung eines großen Nationalsinnes der Deutschen am wenigsten; vielmehr kam ihnen zuweilen die Vereinzelung der Völkerschaften durch Nahrung eines Nationalhasses gegen Nachbarn gelegener, weil es unter deutschen Fürsten selten an Parteilungen und Kriegen fehlte. Diese wechselseitige Gleichgültigkeit und die höchst mäßige Schulbildung der untern Stände verursachte, daß nur ein geringe Zahl Zeitungen und Flugschriften gedruckt und gelesen wurde. Lebhafter Umtausch der Gedanken war also nicht leicht, um so weniger, da die Zeitungen, unter züchtiger Zensur gehalten, von Vorfällen des eigenen Landes das Mindeste ruckbar werden ließen, und andere Staatschriften mit so barbarischer Gelahrtheit abgefaßt waren, daß sie selten gelesen wurden, als von denen, die mußten. Das Volk erfuhr von den Spannungen der Höfe nur, wenn man sein Geld und Blut in Anspruch nahm, den Hader auf Schlachtfeldern zu entscheiden.

Zwar gab es in den meisten deutschen Staaten Landstände, allein auch diese hatten nur noch die Bedeutung einer bloßen Körperschaft, keinen öffentlichen Werth fürs Volk, daher beim Volk keine Beachtung. Entsprossen dem urdeutschen Lehenthum, da Ritter, Pfaff und Stadt noch Alles, die Nation selbst nichts war, hatten die Landstände, eifersüchtig auf ihre Rechtsame, sich so viel möglich in ursprünglicher Gestalt bewahrt. Das aber ward ihr Untergang. Denn Kinder alter Jahrhunderte, standen sie in den neuen wie Fremdlinge. Ohne Wurzel in das gegenwärtige Leben zu treiben, nur auf verblichenen Pergamentbriefen ruhend, konnten sie aus dem Reich des Daseins hinweggewischt werden, ohne daß man sie vermiste. Dies kam den Fürsten zu statten, welche ihre Selbstherrlichkeit erweitern wollten. In Bayern z. B. hatte man seit mehr denn hundert Jahren keine Stände mehr zusammenberufen. Die landschaftlichen Verordneten ergänzten sich bei jedem Tode eines Mitgliedes durch eigene Wahl, und bewilligten, was der Fürst begehrte. Seit Schlesien unter preussische Hoheit kam, wurden die Landtage auch da vergessen.

Das Wachsthum fürstlicher Selbstherrlichkeit vergrößerte allerdings die freie Thätigkeit und den Spielraum der Gekrönten zu Allem, auch zu vielem Löblichen für das Volk; führte aber für sie und das Volk auch nicht geringern Nachtheil herbei. Denn die Unterthanen sahen, mit dem Verschwinden der Landstände, welche bisher noch, wirklich oder scheinbar, die Sache der Unterthanen vor dem Thron vertreten hatten, sich gänzlich der Willkür und Gnade des Hofes hingegen, und behielten bei der Schrankenlosigkeit des Herrschers nur das peinliche Gefühl staatsbürgerlichen Nichtsseins. Niemand war gesetzlich befugt, für sie das Wort zu führen; am wenigsten der Großbeamte des Staats, welcher bezeichnend genug Minister oder Diener genannt, und nur für das verantwortlich ward, was er wider des Herrn Willen that.

Man hat wohl auch vernommen, daß die Herzensgüte der Fürsten selbst nicht selten Stellvertreterin des Volks gegen die Minister werden mußte. Unvermeidlich entstand daraus größere Gleichgültigkeit gegen den Staat und erhöhte Selbstsüchtigkeit Aller. Man predigte vergebens Vaterlandsliebe, wo man kein Vaterland, höchstens nur das Geburtsland sah, und den Wahlspruch der Selbstsucht im Mund und Herzen trug: *ubi bene, ibi patria*. Nur die persönliche Vortrefflichkeit des Landesherrn, wenn er sich durch Tugenden zur Bedeutung eines Landeshelden oder wahrhaften Volksvaters erhob, oder Furcht vor Gefahr, welche Allen drohte, konnte zuweilen eine Art Gemeingeistes wecken, die als Ersatz der Vaterlandsliebe genommen werden mußte.

Nicht minder gefährlich ward ein anderer Nachtheil. Durch die erweiterten Selbstherrlichkeitsrechte der Fürsten fühlten sich diese theils ungebundener zu kecken Schritten gegen die Fremde, theils zur Befriedigung eigener Glanzliebe und ungemessener Freigebigkeit. Beides vermehrte häufig die Menge der Ausgaben, führte zu Schulden, zur Vervielfachung der öffentlichen Lasten, das heißt zur — Staatschwäche. Nicht Alle dachten so großmüthig, wie Karl Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, der sich und seinen Nachfolgern durch einen freiwilligen Vertrag mit den Ständen, am 1. Mai 1794, das gefährliche Vermögen entriß, durch Häufung der Kammerschulden sein Land mit in den Verfall zu ziehen.

Inzwischen war damals den Höfen Vieles erlaubt und schien gefahrlos, weil man theils die Folgen nicht sogleich empfand, theils weil Adel und hohe Geistlichkeit, welche dem Thron zunächst standen, gern darüber schwiegen, und lieber um die Gnaden des Thrones buhlten. Das Volk war über seine Verhältnisse nicht zum Bewußtsein gekommen, und schien desselben kaum jemals fähig zu werden. Festgehalten durch Zaubermacht der Gewohnheit, ver-

spürte es kaum seine allmählig wachsende Bürde; es verdoppelte unter derselben nur seine Anstrengungen. Selbst das furchtbar lehrende Ereigniß des nordamerikanischen Freiheitskrieges, welcher den Volksgeist in Frankreich schon tief ergriff, blieb machtlos in Deutschland. Hier kam der großen Mehrheit der Nation jenes Schauspiel noch unbegreiflich, theils gottlos, theils lächerlich vor.

3. Ausbildung der untern Volksstände durch deutsches Christenthum. Merkwürdige Wirkungen.

Keineswegs fehlte es an Männern, welche, in der Mitte des Volks lebend, an Kenntniß und Einsicht mit den vortrefflichsten Geistern anderer Nationen wetteifern konnten. Allein die höhern Ideen, welche sie trugen, oder in sinnvollen Werken entfalteten, blieben dem gemeinen deutschen Manne ungenießbar. Eine Bibel, ein Kalender, ein Gebets- oder Gesangbuch waren der gewöhnliche Leseschatz des Bürgers und Landmanns, wozu allenfalls noch die ärmliche Zeitung einer benachbarten Stadt gehörte.

Aber wie im hohen Alterthume die Dichtkunst immer zuerst das Gemüth der Nationen zum Edlern erweckt, und im vollen Sinne des Worts die Menschen sich ihrer angestammten Würde bewußter, das heißt, menschlicher gemacht hat, also geschah auch in Deutschland. Die Wenigen, welche bisher, von Opitz, Gryphius und Picander herab bis Gottsched, Gedichte geschrieben hatten, waren mehr Nachbildner des Ausländischen in deutscher Sprache gewesen, als Sänger aus deutscher Natur und Seele, mit der Weihe des Gottes. Daher blieben ihre Werke der deutschen Nation fremd. Aber nun rührten Haller, Gellert, Gleim und Kleist, Klopstock, Voß, Stolberg, Hölty, Salis, Matthison, Göthe, Wieland, Schiller,

und wie die Herrlichen alle heißen mögen, ihre Harfen. Die ganze Nation horchte dem plötzlich erstandenen Sängerkhor. Ein Lied von Bürger, von Schubart durchzuckte das innere Leben des großen Haufens mehr, als je alle Weisheit der Schulen es vermocht hatte. Die deutsche Jugend entbrannte für die göttliche Kunst. Allgemeiner ward nun die Begierde zum Lesen, und mit ihr vergrößerte sich die Zahl der Schriftsteller. Die Schauspielkunst nahm edlere Gestalt an. Robinsonaden, Liebesgeschichten, empfindsame Reisen, Kloster-, Ritter- und Räuber-Romane wanderten bald von Hand zu Hand durch die Schreibstuben der Kaufleute, durch die Werkstätten der Bürger, durch die Wachtstuben der Soldaten bis in die ländlichen Hütten. Die Schulen wurden verbessert; Basedow, Kochow, Weiße, Salzmann, Zerrener und Andere wirkten kräftig dafür ein. Die Volkslehrer machten sich's zur Pflicht, Aberglauben und Vorurtheile zu bekämpfen. Man schrieb fürs Volk im Geiste des Volks, und die Geheimnisse der Schriftgelehrten gingen als Gemeingut in die Laienwelt über.

Da begann ein wunderbares Dämmern in der alten Finsterniß. Ein unermesslicher Schatz neuer Wahrheiten, Ansichten und Kenntnisse verbreitete sich schnell durch alle Stände. Die neuen Vorstellungen im Gemüth des Volks wurden zum Wort. Tausende lasen; und Tausende, die nicht lasen, sogen die niegeahneten Wahrheiten, vermischt mit neuen Irrthümern, aus den Gesprächen der Andern ein.

Bisher hatten Franzosen, Briten, Schweizer, selbst Italiener für diejenigen Nationen gegolten, in welchen selbst die untern Stände einen gewissen Sinn für Edleres, als rohe Lust ist, ein eigenthümliches Geistesleben, wenigstens Empfänglichkeit für Reize der Natur und Kunst, für den Gedanken des Dichters oder des Weisen besaßen. Nicht ohne Bewunderung oder Verwunderung

hatten deutsche Reisende in Frankreich die Werke der besten Schriftsteller dieses Landes in Hand und Gedächtniß des gemeinen Mannes, oder den englischen und schottischen Bauer mit der neuesten Zeitung hinter dem Pfluge gesehen; oder die Stanzas Tasso's aus dem Munde venedischer Gondeliers, oder treffende Urtheile über öffentliche Verwaltung von den Lippen des einfachen Landmanns in der Schweiz gehört. Ein ähnliches Durchdrungenwerden deutscher Nation, wo nicht vom Licht, doch vom Schimmer ihrer vorzüglichsten Geister, schien noch sehr entfernt zu sein. Bald aber war dies nicht mehr der Fall.

Was bei andern Nationen die Frucht der Jahrhunderte gewesen, vollendete sich in Deutschland binnen wenigen Jahrzehenden, sobald hier einmal die heilige Schaar der Dichter zur Auf-erweckung des Volks gesungen hatte. Solches war aber keineswegs das Ergebnis von der Ueberlegenheit deutscher Natur, sondern der Landesverhältnisse Deutschlands. Denn mehr hier, als in andern Reichen, begrenzten sich viele große und kleine von einander unabhängige Staaten. Was in dem einzigen ungeheuern London und Paris zusammengedrängt durch die Welt strahlte, war in Deutschland ein auf unzählige Stätten durch die ganze Nation zerstreutes, zwar minder blendendes, aber wohlthätigeres Licht. Hier standen viele Hauptstädte, viele Fürstenthümer, viele Hochschulen. Hier lebten viele wissenschaftliche Männer, zum Theil die ersten Geister der Nation und deren ewige Zierden, nicht, wie in Italien, Frankreich oder England, an die Höfe gerufen, sondern von den Großen kaum gekannt, oft verschmäht, zerstreut im Volk; daher auch nicht für den Glanz der Höfe, sondern für ihr Volk arbeitend.

So groß ward in kurzer Zeit das Anwachsen deutschen Schriftenthums und der ihm entgegenkommenden Lesesucht, daß wohlmeinende Männer erschrafen und fürchteten, die deutsche Gemüthsart

werde damit zu Grunde gerichtet, und alle wissenschaftliche Gründlichkeit in flache Halbwisserei verschlemmt werden. Sie arbeiteten dem Unwesen der Aufklärer und Schöngeister männlich, nicht immer fruchtlos, entgegen. Vielmehr aber, oft ohne das zu wollen, beförderten sie damit Aufklärung, und gaben dem Trieb zur Selbstbelehrung bei Einzelnen bessere Richtung. Denn die Mittel, deren sie sich zur Bekämpfung schlechter Schriftsteller bedienten, waren abermals öffentliche Schriften, die in Jedermanns Hände übergingen.

Niemand schelte mir jene Zeit, denn sie ist die Mutter der heutigen, und hat Großes gethan.

Durch sie entsprang in Deutschland eine zweifache, zum Theil einander ganz entgegengesetzte Bildung. Deutsche Bildung, aus Kraft und Leben des Volks hervorgegangen, empfing das Volk; aber französische Bildung empfingen die höhern Stände. Jene war eigenthümlich, naturgemäß, darum fest; diese fremdartig, nur angenommen, darum schwankend und verzerrend. Beide, weil sie in ihrem Wesen keine Verwandtschaft hatten, mußten ganz verschieden auf Denk- und Gemüthsart derer einwirken, denen sie angehörten. Tiefführend, ernst, ritterhaft, sein Alterthum ehrend, vaterländischer ward der Sohn des deutschen Gebildes; wigiger, glätter, geschmeidiger, weltbürgerlicher erschien der Zögling des ausländischen Geistes. Reibung konnte nicht fehlen. — Der Sieg des Volkshaften über den Fremdling war ohne Sehergabe vorauszusagen.

Es ward ein Krieg unsichtbarer und doch gewaltiger Mächte im deutschen Lande angehoben, den, sonderbar genug, die Mitstreitenden weder wollten, noch kannten. Es kam darauf an, der deutschen Nation ihre eigenen Fürsten und Großen wieder zu erobern, die ihr, durch ausländisches Wesen, gleichsam entfremdet worden waren; und doch kämpften die Wenigsten,

dieses Zwecks sich bewußt. Nach und nach aber räumte man doch auf den Brunktschen der Gefrönten, ihrer Kinder und Höflinge, auch den Meisterwerken deutscher Schriftsteller, neben Franzosen, Italienern und Briten, einen Platz ein. Nach und nach ward, nicht ohne Mühe, welsche Oper und französisches Theater von deutscher Art und Kunst hie und da verdrängt. Aber Bücher und Bühnen wirkten langsamer in den obern Ständen, wo Ausländerei schon Bürgerrecht gewonnen. Schwer war es hier, deutsch zu lernen. Man empfand, urtheilte, liebte und haßte, dachte, handelte, sprach und trillerte in ausländischer Weise und Zunge.

Inzwischen war schon das bloße Anerkennen eigenthümlicher vaterländischer Geistesherrlichkeit ein bedeutender Sieg von unzurechnenden Folgen. Hof und Volk wurden dadurch unvermerkt einander näher gerückt. Die verschiedenen Völkerschaften wurden einander, durch Gemeinschaft ihrer ausgezeichneten Geister, ebenfalls verwandter und vertrauter, als sie es je vormals durch Krieg oder Waarenverkehr sein konnten. Alle Deutschen waren zum Besitze eines köstlichen Gemeinguts gelangt. Der Mittelstand sah sich durch veredelte Bildung den höhern Ständen gleichgeworden, und ihnen durch Einsicht, Sachkunde und Naturgaben seiner zahlreichern Genossen oft vielfach überlegen. Im gleichen Maße, wie seine alte Scheu vor denselben verschwand, gaben diese hinwieder von ihrem alten Stolze auf. Der Bürgerliche, in Reichthum, Weltkenntniß, Geschmack und feiner Sitte mit dem Adlichen auf gleicher Linie, ließ diesem keinen Vorzug, als das Gedächtniß seiner Ahnen, oder die Huld des Landesherrn für deren Familien und dessen daraus fließenden Begünstigungen. Ohne Gewalt und unbeabsichtigt sanken die Schranken des Unterschiedes im bürgerlichen Leben zusammen, und die Stände ver-

mischten sich. Die Bürgerlichen waren in Sinn, Wort und That adelicher geworden; die Großen wurden bürgerlicher.

Diese außerordentlichen Verwandlungen machten sich so geräuschlos, daß man ihre Fortschritte kaum gewahrte, und so schnell, daß die Greise erschrafen, welche an den Ton ihrer Jugendzeiten zurückdachten. Franzosen, Briten und Italiener blickten noch mit stolzem Hochgefühl aller ihrer Vorzüge auf die deutsche Nation nieder, als diese ihnen schon gleichstand, und, wenn auch von ihnen noch in Manchem übertroffen, sie auch in Manchem übertraf.

4. Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf den Geist des deutschen Volks.

Was bisher geschehen war, und wie unverkennbar es auf die Formen des geselligen Lebens seine Macht äußerte, ließ es doch die eigentlichen staatsstümlichen Verhältnisse unangerührt. Jeder Stand, jede Körperschaft bewahrte und behauptete unangefochten die herkömmlichen Rechtsame. Billig erwartete man von der fortschreitenden Gesittung und Erleuchtung das allmälige freiwillige Verschwinden mancher Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung oder in der Staatsführung selbst. Denn schon bemerkte man bei den ersten Höfen freierzigere Grundsätze in Behandlung der Unterthanen. Dazu hatten Friedrich der Große im Norden, Joseph II. im Süden, Kurfürst Maximilian Joseph in Bayern und andere mehr den Ton gegeben. Rückschritte reizten schon den Widerstand einer öffentlichen Meinung, wie man, zumal in Preußen, in den Tagen der Bischofswerder und Wöllner, der damaligen Religions- und Zensur-Edikte, auffallend wahrnahm.

Im Allgemeinen aber regte sich beim Volke geringe Theilnahme

an öffentlichen Angelegenheiten. Im Grunde gab es derselben wenige oder keine; der Staatsgeheimnisse desto mehr. Das neueste Werk eines Lieblingschriftstellers sprach die Neugier der Nation mehr an, und beschäftigte die Urtheile lebhafter, als alle Manifeste, Verordnungen und Gesetze. Auch mangelte es im Ganzen an klaren Begriffen über staatsrechtliche Verhältnisse — sie lagen noch in den Werken der Gelehrten verschlossen. Die deutschen Völkerschaften waren über ihre bürgerlichen Zustände zu wenig belehrt. Man wußte aus Reisebeschreibungen und Zeitungen von Verfassungen und Gesetzgebungen Frankreichs, Großbritanniens oder Nordamerika's mehr zu sagen, als vom eigenen Lande.

Daher machten die Unruhen von Lüttich und von Holland auf die Menge kaum größern Eindruck, als die Eroberung von Dezakow durch Potemkin. Selbst die Halschmuckgeschichte in Paris, die Versammlung der Notabeln daselbst, die Gährungen in Frankreich, die Stürmung der Bastille erregten anfangs in der Volksmasse nur oberflächliche Neugier, und hatten allenfalls das Anziehende eines neuen Schauspiels.

Aber die Berichte von diesem Schauspiel füllten bald ununterbrochen die öffentlichen Blätter. Die Theilnahme stieg, die Anzahl der Zeitungen vermehrte sich. Man sah die ungeheuern Bewegungen einer Nation, welche sich gegen Zwang und Schmerz willkürlicher Beherrschung sträubte. Man sah jene Nation schon über die Stufen mittelalterlicher Bildung emporgestiegen, aber noch immer von den Stifungen des Mittelalters beengt, durch Adelige und Geistliche bedrückt, durch Auflagen erschöpft, durch Lettres de cachet und Bastillen geschreckt. Man sah einen Hof, der, bei aller Zerrüttung des Staatshaushaltes, seine Verschwendung nicht begrenzte, sondern nur die Stände des Reichs versammelte, dafür neue Hilfe zu begehren. Man sah, wie Adel und Geistlich-

keit, vermöge altererbter Freibriefe und Titel, das schwerste Gewicht der öffentlichen Lasten von sich ab auf den Stand der Bürger und Landleute zu wälzen strebten. Man las die Reden geistvoller Männer über die Rechte der Menschen und des Volks, über Denk- und Glaubensfreiheit, über die nothwendige Gleichheit aller Staatsbürger in der Besteuerung und vor dem Gesetz.

Dies Alles und der große, erschütternde Schritt der Begebenheiten, fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit der Deutschen immer stärker. Die Tagesgeschichte von Paris ward das Tagesgespräch an der Donau und Elbe. Eine Masse neuer Ansichten, Begriffe und Kenntnisse durchdrang den Geist des Volks. Neben der schöngeistigerischen Schriftstellerei that sich für das Allgemeine eine staatsthümliche auf, anfangs in zahlreichen Uebersetzungen, bald in eigenthümlichen Werken. Urtheile parteieten sich, wie an Höfen, so an Hochschulen, unter den Schriftstellern, in Städten, Ortschaften und Wirthshäusern. Eben diese Parteiungen trugen, wie jeder Meinungsstreit, zur Klärung staatsrechtlicher Vorstellungen unter allen Ständen wesentlich bei.

Inzwischen bemerkte man schon damals, als die Fürsten ihre Heere gegen Frankreich zur Rettung des Bourbonischen Throns versammelten, als das Manifest des Herzogs von Braunschweig gegen die Franzosen ans Licht trat, und die amtlich geleiteten Zeitblätter mit verächtlichem Spott vom neuern französischen Heerwesen redeten, großen Unglauben bei den meisten Deutschen. Diese hatten noch nicht vergessen, mit welcher Wegwerfung nicht nur Zeitungen, sondern auch Proklamationen ehemals von den nordamerikanischen Freiheitskriegen gesprochen hatten, und von eben den Männern, die man nachher als Sieger und Helden ehren mußte. In der That schadet fürstlichem Ansehen im Volke nichts so sehr, als vorschnelles Urtheil in Meinungsachen, das nachher wieder zurückgenommen werden muß. Regierungen

sollen in weltlichen, wie der Papst in geistlichen Glaubensdingen, auf eine Art Unfehlbarkeit halten, die ihren Worten die Würde der Göttersprüche und das festeste Vertrauen der Unterthanen gibt. Im Götterspruch aber ist nur das Gerechte und Wahre das Göttliche. — Nun aber wußte man vom amerikanischen Kriege, daß Uniform der Soldaten und Geburt oder Dienstalter der Heerführer, in Volkskriegen, das Wenigste entscheiden.

Auch mag nicht geläugnet werden, daß bei gebildeten Männern aller Stände auf deutscher Erde der sehr menschliche Wunsch vorherrschend ward, Frankreich möge unter dem Scepter seines Königs gesetzlich freier werden. Auch fehlte es wohl nicht an solchen, welche Vergleichen zwischen den bürgerlichen Verhältnissen jenseits und diesseits des Rheins anstellten. Aber zu stark und fromm war deutscher Sinn, als daß er je dem frevelvollen Beispiel Frankreichs gegen Thron und Altar hätte folgen mögen; und es hatten die Deutschen im Allgemeinen nicht den Grund zu so schwerer Klage, als die Franzosen. Die Abgaben der Unterthanen waren im Ganzen mäßig, die Richterstühle gerecht, und was zu wünschen übrig blieb, zweifelte man nicht, werde früher oder später durch die wohlthätig lehrenden Ereignisse der französischen Staatsumwälzung allen Fürsten bemerkbar werden.

Am lebhaftesten ward das Gemüth der deutschen Jugend, weil es das unbefangenste war, von den großen und ewigen Wahrheiten bewegt, welche die Geschichte der französischen Staatsumwälzung aussprach. Auch als diese Revolution sich nachher ins Gräßliche verunstaltete, blieben jene Wahrheiten nicht minder heilig und unzerstörbar. Man verabscheute die Gräuel Frankreichs, aber nicht die bessern Ueberzeugungen, gleich wie man in Religionskriegen vor den Unmenslichkeiten derselben, aber nicht vor der Religion selbst schauderte.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn einzelne junge Männer

in Deutschland, von vorzüglichen Anlagen, im Rausch erster Liebe und Begeisterung für eine heilige Sache, doch ohne Erfahrung und Lebenskenntniß, damals in Schrift und That Vertheidiger der französischen Volksangelegenheit wurden. Sie kannten und liebten weniger die Lage der Dinge in Frankreich, als ihre eigenen Urbilder, aus den Schriften der hohen Alten Roms und Griechenlands erhoben. So hatten früher auch Lafayette, der Hochgefeierte, und andere hell sinnige, muthige Franzosen für die Freiheit des ihnen fremden Nordamerika's mit Selbstaufopferung geschrieben, geredet und gekämpft. Jene Einzelnen waren indeß nur Einzelne, keineswegs das deutsche Volk. Das Volk blieb ruhig; im Urtheil mäßig und bedachtsam. Die bei Einigen daraus entstehende Furcht vor der Gefahr einer deutschen Staatsumwälzung war daher das leerste aller Schreckbilder. Noch fehlte es unter den vielen Völkerschaften, welche zum deutschen Reich gehörten, an einerlei Klage, an staatsstümlichem Gemeingeist, an öffentlicher Meinung überhaupt; noch offenbarten sich unter ihnen sogar die Ueberbleibsel des staatskünstlerisch genährten Nationalhasses zu deutlich. Es war sogar nichts Seltenes, bei dem am Rhein geführten Kriege eine schreckhafte Gleichgültigkeit, wohl gar stolze Schadenfreude in einem deutschen Lande zu erblicken, wenn das Heer eines andern Niederlagen erlitten hatte. Ach, die Unglücklichen! sie ahneten nicht, daß sie engherzig zum eigenen heranziehenden Verderben lächelten. Aber verzeihen wir den Völkerschaften diese Unwissenheit und Sorglosigkeit; sie herrschte nicht minder an manchen Höfen jener Zeit und hieß Staatsklugheit, bis der allgemeine Untergang, den man gerufen hatte, strafend hereinbrach.

5. Wirkungen der Siege Frankreichs über Deutschland.

Wiewohl bei Gröfßnung des ersten Feldzuges gegen Frankreich der Zweifel ziemlich allgemein gewesen war, daß die verbündeten Heere Oesterreichs, Preußens und des übrigen Reichs so schnell in Paris einziehen würden, als es die Ankündigung des obersten Feldherrn zu verheißen schien: hatte doch Niemand einen so argen Ausgang des ersten Unternehmens erwartet. Man erschrak vor den Folgen, nun den deutschen Boden zur Schlachtenbühne werden zu sehen. Der alte Ruhm der Tapferkeit von Oesterreichern, Preußen, Hessen u. s. w. war erschüttert. Doch tröstete man sich, daß nicht sowohl der Franzosen Ueberlegenheit an Muth und Kriegskunst ihnen die ersten Siege gewonnen habe, sondern die verderbliche Witterung des regnerischen Herbstes (1792) in der Champagne. Allein das Unglück dauerte fort. Unter wechselnden Niederlagen und Siegen führte man fürder gegen Frankreich nur den Vertheidigungskrieg in niederländischen, deutschen und italienischen Gefilden.

Dieser Gang der Dinge verbreitete die Ueberzeugung im Volke tiefer, daß kunstgerechte Uebung, Menge und Ordnung der Waffen allein nicht Alles vermögen, wenn ihnen gegenüber die kämpfende Begeisterung ins Feld tritt, welche das Leben verachtet, um das Heiligthum zu retten; — daß des Feldherrn vieljährige Kriegserfahrung und hohe Geburt oder Auszeichnung wenig vermögen, wenn ein Geist, von der Natur mit höhern Gaben ausgestattet, jenem feindselig begegnet. Die Namen eines Dumourier, Bichergu, Hoche, Moreau, Buonaparte und vieler andern, von dunkler Abkunft, erfüllten schnell die Welt durch ihren Glanz. Mit dem Verschwinden jenes Vorurtheils nahm natürlich die Wahrheit Platz: daß Geisteshoheit nicht Erbeigenthum des höhern Standes sei; daß seltene Gaben in den untern Ständen,

weil dieselben an Gliedern zahlreicher sind, häufiger gefunden werden müssen; daß folglich, um einen Staat zu verherrlichen, im Kriege wie im Frieden, nur der, welchem die Natur, nicht die Wiege, zu den ersten Aemtern Weihe gegeben, zu denselben gerufen werden sollte.

Wie bedeutungslos auch solche Wahrheit an sich zu sein scheint, von so unermesslichen Folgen wird sie, wenn sie das Gemüth eines ganzen Volks durchdrungen, und dadurch unzerstörbares Leben empfangen hat. Sie bringt eine neue innere Welt hervor; denn sie schafft alle Urtheile, alle bisher gegoltenen Ansichten um; so wie jeder veränderte Standpunkt dem Auge die Landschaft anders gestaltet.

Schon bei den immer wiederkehrenden Unglücksfällen der gegen Frankreich verbündeten Mächte, erwarteten die deutschen Unterthanen von Seite ihrer Fürsten großentscheidende Maßregeln, Wahlen außerordentlicher Mittel, wie sie die Natur der Dinge darbot. Solche erschienen nicht. Die Höfe blieben ihren militärischen Grundsätzen, Ordnungen und Einrichtungen getreu. Sie konnten zum Theil nicht anders. Auch sie standen durch eigenthümliche Verhältnisse gefesselt. Alles war des Schicksals Werk. Es sollte vollbracht sein.

Denn in einer Zeit, da der Schwindel französischer Staatsumwälzer allen Völkern, die sich frei machen wollten, Brüderschaft und Unterstützung antrug (19. Wintermonat 1792), glaubten die Höfe in Deutschland nicht wagen zu können, die eigenen Völkerschaften zu ihrer Vertheidigung aufzubieten und ihnen Waffen in die Hand zu geben. Die Fürsten wagten es nicht, weil sie selbst noch nicht die feste Treue ihrer Unterthanen kannten, die ihnen in spätern Zeiten zweifellos ward. Sie wußten es darum nicht, weil sie nicht unmittelbar mit ihren Völkern, wie bei stellvertretenden Verfassungen möglich ist, verkehrten, sondern bloß mittelbar

durch den Mund ihrer ersten Beamten, der Söhne des Erbadeis. Diese aber mußten thöricht und gewagt finden, Maßregeln vorzuschlagen, deren Vollziehung an sich selbst eine gänzliche Umkehrung alibeständener bürgerlicher Verhältnisse geworden wäre, und nichts anderes hieß, als eine fremde Staatsumwälzung mit eigenen Umwälzungen bekämpfen; sie mußten thöricht und gewagt finden, in Deutschland freiwillig des hohen und niedern Adels erbliche Vorzüge oder Befugnisse durch Erhebung geistreicher Bürger der untern Stände zu schmälern, während man eben für die Rechte der Bourbonen und des französischen Edelmanns, wie des Priesterthums, im Felde lag gegen die Feinde altherkömmlicher Stiftungen. In der That, auch der unbefangenste Mann mußte damals Verfassungsänderungen außer der Zeit finden; aber doch nicht, die Völker auf irgend eine Weise enger und traulicher an die Sache ihrer Throne zu knüpfen.

Allerdings wären die Deutschen wohl nicht gleichgültig gegen das Geschenk größerer Freiheit gewesen; aber dieselbe mit empörender Hand ihren Fürsten abzutrocknen, oder dieselbe vom Bajonet eines fremden Siegers zu empfangen, dazu waren sie zu redlich, fromm, besonnen und stolz. Zwar schuf Cusine im kaum eroberten Mainz einen rheinisch-deutschen Nationalkonvent, aus einigen Feuerköpfen jener Gegenden gebildet und eröffnet (17. März 1792). Man weiß jedoch, mit welcher Verachtung Deutschland auf dies Machwerk hinblickte, welches bald schattenhaft in sich selbst verging. Keine Lockung, kein Drängen verfälschte den ehrenhaften Sinn einer Nation, von welcher die Franzosen endlich selbst sagten: „sie sei zur Revolution nicht reif.“

In den Niederlanden, in Italien entsprangen unter den Triumphen der französischen Waffen neue Republiken. Selbst die alte schweizerische Eidsgenossenschaft, längst in sich selbst getrennt und zerfallen, gestaltete sich um, und die Menge des da-

selbst einzelnen Stadtbürgerschaften unterthänig gewesenem Volke ward frei. Die Revolution sprach deutsch, wie Bosselt sagte. Tief in Germaniens Inneres waren die glückhaften Waffen des französischen Freistaates eingedrungen. — Nirgends aber regte sich eine der deutschen Völkerschaften zur Gründung eines Freistaates. Gab es einzelne Schwärmer, sie wurden verspottet oder verabscheuet. Vielmehr beweinten die Deutschen das Unglück ihrer Könige öffentlich, und vergaßen die eigenen Leiden über das Leiden ihrer Fürsten. Wie rührend, wie herzlich, wie stürmisch war jedesmal der Ausbruch der Volkeshreude beim Wiederempfang der durch den Feind verbannt gewesenem, in ihre Staaten zurückkehrenden Herrscher! Nicht Herrscher, — Väter sahen sie in diesen.

Vielleicht erinnert man sich noch aus jenen Tagen einer cisrhenanischen Republik. Aber selbst diese vorübergehende Erscheinung zeuget nicht wider den deutschen Sinn. Denn man vergesse nicht, daß die französischen Heere (schon seit 1794) Meister des linken Rheinufers waren; daß die Sieger hier als in erobertem Lande schalteten; daß Preußen selbst, im Basler Frieden, schon in den französischen Besitz des linken Rheinufers vorläufig eingewilligt hatte; daß vorauszusehen war, auch Oesterreich werde, nach den erlittenen Niederlagen in Italien, sich der deutschen Länder jenseits des Rheins kaum ferner annehmen (wie auch im Frieden von Campo Formio wirklich der Fall war). Damals geschah es, daß Aachen, Köln, Bonn und andere deutsche Rheinstädte zusammen traten (im Jahr 1797), und sich zu einer cisrhenanischen Republik, unter Schutz des französischen Freistaats, verbanden. Es war dort nicht staatsumwälzerischer Schwindel, es war das letzte Mittel zur Rettung in ihrer Noth und in ihrer Verlassenheit; das letzte, um ihre Unabhängigkeit und Deutschheit gegen Uebermacht zu bewahren. Wäre dem nicht

also gewesen, sie hätten nur Einverleibung in Frankreich begehren können, und sie würde erfolgt sein. Sie beehrten es nicht. Deutsche wollten sie bleiben. Eilfertig im September 1797 verkündeten sie der Welt ihre Verbindung. Ihr Wunsch war vergebens. Auch Oesterreich, in eigenen Bedrängnissen, opferte sie auf. Im Oktober gab sie ein geheimer Artikel zu Campo Formio an Frankreich ab. Der deutsche eiserne anische Städtebund verschwand, von Frankreich verschlungen.

Das Unglück Deutschlands erschreckte alle Bürger. Eine Reihe von Jahren und Leiden hatte sie über die staatsstümlichen Verhältnisse ihrer Fürsten aufgeklärt. Sie sahen die Fehler, auch wenn die Zeitungen schwiegen. Sie sahen die Schwächen des Reichsverbandes, weil man ihnen dieselben ohne Scheu entblöste. Denn z. B. während Oesterreich und Süddeutschland noch kochten, traten Preußen und Norddeutschland schon im Jahre 1795 vom Schauplatz des Krieges ab. Theilweise, zur Rettung ihrer eigenen Lande, schlossen die Höfe von Baden, Württemberg und Bayern besondere Waffenstillstände und Friedensverträge. Mehr noch! Lange genug hatte man wider das Dasein eines französischen Freistaats geeifert; nun erkannte man ihn feierlich an. Und während man für die Unverletzbarkeit des Königthums, für die Nichtzerstückelung Deutschlands gestritten hatte, war man nach Polen gezogen, um Stanislaus August, einen rechtmäßigen König, vom Thron zu stoßen; ihm für die entrissene Krone einen jährlichen Gnadengehalt auszuwerfen und sein altes Reich zu vertheilen.

Alle diese öffentlichen Thatfachen beförderten in Deutschland, ohne daß man es wollte, mehr staatsbürgerliche Aufklärung, als Zeitschriften und Flugblätter vermochten. Diese aber wurden mit größerer Begierde gelesen. Denn nie vorher hatte so lebendige und allgemeine Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten geherrscht.

Wie konnte es anders sein? Vom Gange dieser Angelegenheiten hing auch zuletzt der Wohl- und Beistand jedes Hausvaters ab. Die Verfügungen der Höfe waren Verfügungen über jeder einzelnen Familie Glück.

Natürliche Wirkung der hellern Denkart über Staatsverhältnisse ward das freiere Urtheil im geselligen Leben über die Handlungen der Großen, über das, was für gemeine Wohlfahrt zu wünschen und zu meiden sei. Aber das Urtheil blieb inner rechtlichen Schranken. Nirgends Ungestüm, nirgends Abschwefung zur eigenmächtigen That. In allen Zeiten bewiesen die deutschen Völkerschaften, neben wachsender Erkenntniß, besonnene Erinnerung an Recht und Pflicht und Treue zu den angestammten Fürsten. Es bildete sich zwar eine Art öffentlicher Meinung, ein reger Gemeingeist aus; aber doch kannte er sich noch in die Grenzen der eigenen Staaten ein. Geschieden, wie die Interessen der Höfe in Deutschland, blieben noch lange die Interessen der verschiedenen Völkerschaften. Noch trugen nicht alle einerlei Elend und dieselbe Schmach, wodurch sie am Ende verbundener wurden.

6. Wirkungen der Gewaltherrschaft Napoleons.

Der glücklichste von Frankreichs republikanischen Feldherren errichtete sich in Frankreich einen Kaiserthron. Die großen Blicke, die glänzenden, fast an das Fabelhafte grenzenden Waffenthaten dieses Mannes, neben der sichtbar gewordenen Unfähigkeit des französischen Volks, ein freies Gemeinwesen ohne erbliches Oberhaupt zu ertragen, schienen ihn vor allen andern der Krone würdig zu machen. Ihm erkannte sie auch die Mehrheit des Volkes, ewiger Umwälzungen müde, laut oder schweigend zu. Die Deutschen erstaunten, und lächelten zu der Unbeständigkeit einer Nation, welche

für die Erlangung der Freiheit weder das Verbrechen des Königs-
mordes, noch die Schrecken der grausamsten Bürgerkriege, noch die
unglaublichsten Anstrengungen zur Besiegung ausländischer Feinde
gescheut hatte, und nach mehr denn zwölf fürchterlichen Jahren
damit endete, gutwillig wieder die erbliche Gewalt einem Einzigen
zu übertragen.

In den deutschen Landen ward dies Ereigniß übrigens aus
sehr verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt. Diejenigen, welche
mit schwärmerischer Vorliebe volksfreien Verfassungen, oder der-
selben Grundsätzen in Fürstenstaaten, zugethan waren, verfluchten
den Ehrgeiz des Mannes, welchen sie sonst vergöttert hatten, und
seine That, welche den Wiederuntergang alles Gesetzlichfreien in
Europa nach sich zu ziehen drohte. Andere hinwieder frohlockten,
weil sie die Wiederherstellung eines französischen Throns und das
jähre Erlöschen vom Freibhausleben so vieler Eintagsrepubliken für
beginnende Rückkehr der Welt zu den alten Ordnungen, zur will-
fürlichen Macht der Landesherren; zu den Vorrechten des Adels
von Geburtswegen und zum stummen Verehren priesterlicher Göt-
tersprüche hielten. Weitans die Mehrern im Volke aber, nicht
glaubend, daß ein einziger Mann, wie mächtig er auch sei, den
festen Naturgang in der Entwicklung des menschlichen Geschlechts
beschleunigen oder verzögern könne, erwarteten vom neuen Throne
das Wiedererscheinen eines dauerhaften Friedens, dessen bisherige
Unmöglichkeit aus dem Widerspruch der Grundsätze an den Höfen
und in den Republiken hervorgegangen zu sein schien.

Mehr oder weniger wurden alle getäuscht. Napoleon suchte
besonders den Frieden von England, dem unbesiegbarsten Gegner
Frankreichs. Wer mag entscheiden, ob er ihn aufrichtig wollte,
um seiner Herrlichkeit zu genießen, oder nur als Frist, diese Herr-
lichkeit zu befestigen? England verwarf die Anträge, sei es, weil
es den Gesinnungen dieses Mannes nicht traute, oder weil es,

entschlossen, den Welthandel und die Beherrschung aller Meere an sich zu reißen und zu behaupten, Keinen fürchtete, als nur diesen Mann auf dem Throne des nebenbuhlerischen Frankreichs. Es stiftete, da der erzürnte Gegner verwegene Landungen auf britischem Boden vorbereitete, neue Verbindungen unter den Mächten des Festlandes gegen ihn. Stoff genug zu Besorgnissen hatte Napoleon durch gewaltthätige Schritte gegen die Nachbarstaaten gegeben; er hatte mit seinem Kriegsvolk selbst Hannover, ein deutsches Kurfürstenthum des britischen Königs, überzogen, für welches Deutschland das Schwert nicht zu zucken gewagt. Oesterreich, an Rußland gestützt, trat in den Kampf. Unparteiisch blieb Preußen. Würtemberg und Bayern folgten den Fahnen Napoleons, der ohne Widerstand den Rhein überschreiten, und ungestraft preussisches Gebiet verlegen konnte, um Oesterreich im Frieden von Preßburg zu beugen. Vergeblich hatte der Kurierkanzler (Nov. 1805) feierlich den Reichstag der deutschen Fürsten gemahnt: „Soll der Name Deutschlands, der Name eines Volksstammes erlöschen, der ehemals den römischen Koloss besiegte?“ — Seine Stimme klang in der Brust zahlloser Deutscher wieder. Die Höfe, von entgegen gesetzten Rücksichten gehalten, schwiegen.

Napoleon, durch der Fürsten eigenes Interesse oder ihre Spannungen nicht minder, als durch sein Waffenglück verführt, sich dem kühnsten Unternehmen gewachsen zu glauben, schien damals schon den Gedanken ergriffen zu haben, nur durch unantastbare Uebergewalt in Europa, Großbritannien demüthigen zu können. Wenn es ihm gelang, dem britischen Handel einen ganzen Welttheil zu entziehen, zweifelte er nicht, werde Albions Größe von selbst durch den Verlust ihrer Grundsäulen zusammenstürzen. Mit Recht und Unrecht Oberherr, wie in Frankreich, so von den Alpen bis zur äußersten Spitze der italienischen Halbinsel, über Holland und die Königreiche jenseits den Pyrenäen geworden,

lösete er auch der Deutschen uralten Reichsverband auf. Schirmherr nannte er sich fortan eines von ihm gegründeten deutschen Rheinbundes, dessen Genossen, durch Furcht oder Dankbarkeit an ihn gefesselt, nur Vollstrecker seiner Winke sein konnten.

Daß die alte Reichsverfassung ein ohnmächtiges Schattenwerk gewesen, längst zum Untergang reif, beweiset, daß sie durch einen Federstrich zertrümmert werden konnte, von Keinem beklagt, und von den Deutschen nachher selbst nicht wieder hergestellt wurde. Vielmals schon in zahllosen Bürgerkriegen tödtlich verletzt — so müssen die Kriege der Deutschen gegen Deutsche geheissen werden — waren ihre Formen hohl und todt. Die kleinern Staaten wußten gar wohl, daß ihr Dasein nur durch gegenseitige Eifersucht Oesterreichs und Preußens bestand: Kein Wunder, wenn sie, der Selbst-erhaltung willen, die Schwächung dieser beiden Mächtigen nicht ohne Zufriedenheit sahen, und sich in der Verwirrung der Zeiten und Schicksale selbst zu vergrößern trachteten.

Die Völkerschaften aber, durch Auflagen, Kriege, Verheerungen, Brandschatzungen, Ländertausche und Vernichtung alles ihres Heiligthums schwer mißhandelt, theilten die politischen Rücksichten ihrer Höfe nicht. Sie beklagten vielmehr ihren, durch falsche Staatsklugheit zerstörten Wohlstand, und noch mehr die Schmach gesammter deutscher Nation. Was in Deutschland nie zuvor gesehen worden, entwickelte sich jetzt allgemach: ein großer Gemeingeist aller Völkerschaften, grollend gegen den Uebermuth der Fremdlinge, die als Sieger durch Städte und Dörfer wandelten, und herrisch dem Fürsten, wie dem Unterthan, befahlen. Manche Stimme des Unmuthes ward laut. Das französische Kriegsgesetz, unter welchem das Blut Palms von Nürnberg floß, machte die Gewaltherrschaft der Franzosen nur abscheulicher.

Die Blicke der Völker wandten sich erwartungsvoll auf Preußen, welches bald für eigene Unabhängigkeit zu fürchten begann, nach-

dem es den Fall Hannovers, den Untergang des Reichs, die Niederlagen Oesterreichs und die Verletzung des eigenen Gebiets ertragen hatte. Preußen rüstete und suchte den Norden gegen Napoleon zu sammeln. Dieser aber zermalmte den neuerwachten Widerstand in einer Schlachtenreihe von Jena bis Friedland. Der Friede zu Tilsit (1807) vollendete Deutschlands Glend. Völker wurden ihren Fürsten, Fürsten ihren Völkern entrissen; alte Geseze, alte Gewohnheiten und Uebungen abgethan. Neue Herrschergeschlechter, neue Reiche, neue Namen, neue Sitten, ohne alle Tugend und alle verachtet.

Vielleicht besser, als die Rätthe der besiegten Fürsten, hatte das Volk längst die geschehenen Fehlgriffe erkannt. Aber mit deutschem Sinn schweigend ihren Thronen gehorchend, hatten die Unterthanen aus sich nicht das gewagt, was allein zur großen Rettung führen konnte. Hingegen die Fürsten, aus Schonung für die Unterthanen, oder aus Furcht, diese bewaffnet zu sehen, hatten von denselben nichts zu fordern gewagt, was allein retten sollte. „Wir klagen nicht Dich, sondern Dein Geschick an, guter König, daß es Deinen Feldherren nach der Schlacht von Jena nicht eingab, unsere streitbaren Männer zum Kampf aufzubieten!“ — so sprachen die niedersächsisch-westphälischen Provinzen beim Abschiede zu ihrem König Friedrich Wilhelm III. (Juli 1807), als sie von ihm getrennt wurden, um eines Fremden Unterthan zu werden.

7. Regungen deutschen Nationalgeistes.

Unter dem eisernen Scepter des Siegers lagen alle Gauen Germaniens mit ihren zertretenen Heiligthümern und Lebensfreuden. Keine Völkerschaft mehr konnte sich eines Vorzugs gegen die andere rühmen und alte Ehren geltend machen; einerlei Schande

drückte sie insgesammt. Die Einen waren besiegt, die Andern, wie eroberte Heerden, Fremdlingen verschenkt oder vertauscht; und die endlich, welche unter Napoleons Fahnen, als Bundesgenossen desselben, gewonnen hatten, konnten sich ihres Gewinns nicht freuen. Denn ihr Waffenglück war Deutschlands Unglück gewesen, und nicht groß genug, um von ihren eigenen Fürsten die Abhängigkeit vom Gebot des siegreichen Fremdlings abzuwenden.

Das Elend, welches die Völker trugen, hatten sie selbst — das ward allgemein empfunden — keineswegs verschuldet. Aber laut klagte der allgemeine Schmerz die Lockerheit der ehemaligen Reichsverfassung an, und die zwieträchtige, eifersüchtige Staatsklugheit der deutschen Höfe unter einander, oder die Selbstsucht der Höflinge, welche in Tagen der Gefahr noch immer nicht die Fähigsten, sondern die von Geburtswegen Bevorrechteten, an die Spitze der Geschäfte gestellt hatten; oder die allzubeforgliche Behutsamkeit der Fürsten, in Zeiten, da um Alles gespielt ward, nicht alles Volk zur Theilnahme aufzubieten.

Das Gemüth der großen Mehrheit, voller Schmerz und Scham und Zorn, verschloß sich in sich selber, und tröstete sich mit Träumen einer freundlichen Zukunft, oder mit Erinnerungen vergangener Glückseligkeit. Mit Verlust alles Gewohnten und Alten erwuchs nur heftigere Sehnsucht nach dem Verlorenen zurück; bei Unsicherheit jedes Lebens und Eigenthums und immer dunklern Ausichten, wandten sich die Seelen inbrünstiger aus den Tiefen ihrer Noth zu Gott, bei welchem allein noch die Hilfe stand; im Anblick der zerrissenen Ehre aller einzelnen deutschen Staaten richtete sich der Muth der gesammten Nation noch an der einzigen auf, die ihr geblieben war, an der Ehre deutschen Schriftenthums.

So bewirkten Zeiten des allgemeinen Unglücks, wie dies immer der Fall ist, des Edlern mehr, als Tage des Glücks je hätten ge-

währen können: statt Provinzialinn deutschen Sinn; statt kirchlichen Leichtsinns religiöse Inbrunst; statt Selbstverfälschung mit Ausländerei Ehrfurcht für das edle, ferndeutsche Alte.

Schon früher hatten Schriftsteller von ausgezeichnetem Geiste, ohne den nachfolgenden Uebergang der staatsstümlichen Verhältnisse zu ahnen, ähnliche Richtung genommen. Die Weltweisheit, fast zu dürrem, scholastischem Wörtergerippe entartet, hatte sich durch die aufgekommene Naturphilosophie mit der Wirklichkeit, wie mit der Dichtkunst, neu befreundet, und fruchtbar, wie auf das Leben, auch auf die übrigen Wissenschaften einfließend, blühendere Gestalt gewonnen. Hinwieder hatte die Dichtkunst ernsteres Wesen empfangen. Nicht mehr Sängerin des Verstandes, oder Nachbildnerin des Außenwesens der Dinge, oder Dienerin der Einbildungskraft allein, erschollen ihre Töne aus den innersten Tiefen des Gemüths, der verborgenen Quelle aller besondern Geistesvermögen. Man hatte ihr den Namen romantischer Poesie gegeben. Indem sie den Abgrund des Gemüths offenbarte, ward ihre Sprache geheimnißvoll, und doch verstanden, eine Stimme der Ahnungen, ein Klang des Unnennbaren. So verschwierte sie sich neu, wie mit der Religion, auch mit der Weltweisheit, und durchdrang der Deutschen innerstes Leben, zumal in Tagen, da jedes Herz mit seiner Trauer sich in sich selbst verschloß.

Nun, unter Bajonetten der Fremden, galt alles Deutsche werther; Ausländerei ward schimpflicher, selbst die Muttersprache feuscher, die sich vormals zu muthwillig mit Sprachen anderer Völker gepaart hatte. Weil es aber gefährlich wurde, von der Gegenwart zu reden, ohne des Weltgebieters ehrenhaft zu gedenken, weil selbst Fürsten verboten, von auswärtigen Staatsverfassungen und Monarchen unglimpflich zu schreiben, und sie auch durch Verordnungen und Behörden die Pressfreiheit beschränkten: sprachen die Schriftsteller desto begeisternder von den Zeiten einer

fernen Vergangenheit, da der Deutsche noch deutscher war, frömmere, freier, tapferer, sieghafter. Die Tage des Mittelalters wurden hervorgehoben und gepriesen und den gegenwärtigen zum Muster aufgestellt. Andere hingegen entwickelten dem Volke neue staatsstümliche Urbilder; Andere machten es vertrauter mit Vorzügen und Schwächen öffentlicher Verfassungen und Einrichtungen.

Dies Alles wirkte mit unwiderstehbarer Gewalt vorbereitend auf den Geist der Menge, besonders auf das reizbare Gemüth einer thatenlustigen Jugend, welche weniger fürchtet, weil sie weniger Rücksichten trägt, als der Hausvater, und mehr wagt, weil man ihr mehr verzeiht. Mittelalter, Deutschthum und Religion wurden herrschende Lösungsworte; die Begeisterungen gingen bei Einzelnen in gemüthliche Schwärmereien über. Die Stände des Volks näherten sich unter einander traulicher, weil Edelmann, Bürger und Bauer einerlei Weh fühlten und einerlei Wünsche trugen. Man dachte an allgemeine Verbrüderung in Deutschland, an stilles Vorbereiten für den großen Augenblick der Befreiung. Geheime Verbindungen unter unschuldigen Namen spannen sich an. Der Tugendorden oder sittlich-wissenschaftliche Verein verbreitete sich schnell vom Norden Deutschlands in vielfachen Verzweigungen.

Noch aber war, was kommen sollte, erst im Werden, als Oesterreich plötzlich aufs neue gegen Frankreich ins Feld trat (im Jahr 1809). Aber uneinverstanden mit seinen Nachbarn, und entschlossen, diesen zu nehmen, was ihnen vom habsburgischen Gut gegeben war, bereitete es sich selbst Hindernisse glücklichen Fortgangs durch neue Entzweiung unter Deutschen. Dadurch ward Napoleon stärker. Der Kampf erhob sich unter bangen Erwartungen aller Völkerschaften. Tirol stand in Waffen auf für seinen Kaiser. Es regte sich kampfbegierige Ungeduld im deutschen Norden. Aber die Entscheidungsschlacht bei Wagram endete den

kaum angehobenen Krieg nach einem Vierteljahr. Vergebens blutete Tirol. Oesterreich unterlag. Dem tapfern, unbeugsamen Herzog von Braunschweig-Dels blieb nur der Ruhm, mit seiner kleinen Schaar sich, vermittelt eilf verschiedener Treffen, von Böhems Wäldern bis zur Ausmündung der Weser Weg zu bahnen, um einen Boden zu verlassen, den er, unter fremder Gewalt, nicht mehr Vaterland heißen mochte. Und Schill nebst seinen Getreuen hüfte fechtend in den Straßen von Stralsund mit Blut und Leben einen stolzen Ungeßüm, welcher für Deutschlands Ruhm und Freiheit die gesetzlichen Ordnungen durchbrochen hatte.

8. Stimmung und Ansichten im deutschen Volke bis zum Jahre 1812.

Napoleon führte nun die Tochter des überwundenen Kaisers, als Braut, in seinen parisißchen Palast heim. Diese Verbindung gab denen, welche sich über Alles nach Frieden sehnten, neue Hoffnungen endlicher Waffenruhe, und beßärkte den muthlosen Glauben derer, welche den Niebezwungenen für unbezwingbar hielten. Aber Widerwille blieb nicht minder in den Völkern gegen den Allgebieter. Inzwischen standen, wegen dessen, was für die Zukunft gethan werden müsse, die Meinungen getheilt.

Die Sinen sahen mit wachsendem Zorn die wachsende Glücksmacht Napoleons, und nährten im Stillen, durch Wort und Schrift und geheime Verbindungen, den verhehlten Grimm des Volks. „Alles habe seinen Tag, auch der Uebermuth des furchtbaren Eroberers werde ihn erleben. Darum solle sich Alles rüsten in Verborgenheit, daß der günstige Augenblick zur Befreiung Keinen überrasche. An nichts müsse man verzweifeln; sich selbst am wenigsten verlassen. Darum stehe fest das Vertrauen auf

Gott; und dem deutschen Volke gehe sein Deuththum über Alles. Je unersättlicher der Ländergierige umherfahre, je tiefer empöre er das Herz der Nationen wider sich. Je weiter er, der die ausgeraubten Fürstenthümer und Königreiche wie Spreu verschenke und seinen Verwandten hinwerfe, die Gewalt ausdehne, je schwächer werde sie. Schon sei die öffentliche Meinung, das heißt, die Welt, von ihm abgefallen; nur Beuteluft und soldatische Ehre belebe noch seine Kriegsmacht. Aber Ehre und Beuteluft vergehen im ersten Unglück, während die Freiheitsliebe unterdrückter Länder mit der Dauer des Unglücks wachse.“

Anderer sprach: „Wir dachten, wie jene. Aber nun sehen wir, wem die Welt gegeben ist. Weisheit ist's, den Augenblick benutzen, das Uebel nicht mit blinder, unzeitiger Wuth vermehren, sondern die Schlüsse des Schicksals erwarten. Den Löwen, welchen kein Schrecken mehr fesselt, kann das Streicheln noch zähmen. Das ist das Vertrauen auf Gott, daß wir glauben, er sei weiser, als wir. Die jetzige Tirannei eines Einzigen bereitet wider Willen den europäischen Völkern größere Freiheit vor, als sie je genossen haben. Des guten Alten viel liegt zerschlagen, aber auch viel des alten Schlechten zertrümmert. Denn die elenden Götzen voriger Zeit stehen ohne Heiligenschein da; und wo die Wahrheit, das Recht und die Stärke der Nationen eigentlich ruhe, das sehen wir jetzt offenbar. Lasset den Unersättlichen seine Weltherrschaft aufbauen, er baut sich zugleich, nebst dem Aberglauben und tausendjährigem Vorurtheil, die den Simson heben macht, ein ungeheures Grab. Keine Weltherrschaft bestand lange. Aber durch Italien und Spanien dringen doch inzwischen die wohlthätigen Strahlen der Wissenschaft und edlern, europäischen Gesittung. Das Klosterthum, die Inquisition, der Stolz des Geburtsadels, das Joch des Lehenstwesens zerfallen; ständische oder stellvertretende Verfassungen werden all-

gemeiner, und den Völkern, welche der Gewaltsherr zertritt, gibt er doch gesetzliche Stimmen vor den Thronen. — Sehen wir nicht in Deutschland selbst schon die Keime des Bessern sich aller Orten freudig erschließen? Neue Gestalten nehmen die öffentlichen Verwaltungen an; Innungs- und Handwerkszwang wird abgethan; der Unterschied zwischen Bürgerlichen und Adelichen bei Besetzung der Staatsämter wird gesetzlich vernichtet. Wehe, wenn mit Napoleons Sturz dieser Gang der Dinge zu früh endet, ehe das Bessere befestigt steht! Da werdet ihr das böse Alte gespensterhaft aus dem Schutt wieder hervorstehen sehen, gewaltthuernder, als vorher, weil es zu kämpfen und zu rächen findet; und in den Geistern der Rache wird sich der Geist Napoleons, mit List und Stärke, über euch vervielfachen. Darum bringet die Gegenwart dem Künftigen zum Opfer. — Möge der Ehrgeizige, dem heute die Macht gehört, seine Herrschaft vom Aufgang zum Niedergang erweitern. Denn wird sie ihm nicht zu Theil, wird sie, zweifle Keiner, des meerbeherrschenden Englands Raub. Dieses streitet mit Gold, jener nur mit Eisen. Eisen ist leichter zu brechen, als Gold, und das Leben eines einzelnen Menschen, mit ihm die Gewalt, ist hinfälliger, als Leben und Macht einer Nation.“

So sprachen beide Parteien. Beide, obschon in Liebe der Freiheit, in Haß der Gewaltherrschaft einig, waren doch in den Meinungen getrennt, und beide in diesen Meinungen reich an großen Wahrheiten. Aber jene, welche leidenschaftlicher schnellen Umsturz der Dinge forderten, fühlten ohne Zweifel unerträglichern Druck der Gegenwart, als die Uebrigen. Denn nicht alle Völkerschaften des deutschen Namens hatten von dem Sieger gleiche Mißhandlung erfahren; ja manche dankten ihm, oder seinem Einfluß, vermehrtes Ansehen ihrer Fürsten, größern Länderumfang, reichere Hilfsmittel zum Selbstschutz gegen Nachbarn und freisinn-

nigere Stiftungen, wenn schon sie nicht minder über ewige Kriege, Auflagen und Verletzungen bürgerlichen Wohlstandes zu seufzen hatten.

Seltfam genug sah man auch zwischen diesen Meinungspartheien der Deutschen damals die Männer verschiedenen Standes und Ranges getheilt, je nachdem sie durch ihre besondern Verhältnisse und Einsichten gestimmt wurden. Zu den Gemäßigtern, welche sich, bei allem Gefühl für Deutschlands Ehre, nicht über die Geistesstärke Napoleons und über die Vortrefflichkeit seiner Kriegsmacht verblendeten, daher ihm, mit kluger Verhehlung ihrer innersten Wünsche, scheinbare Anhänglichkeit bezeigten und unbesonnenen Aufständen entgegenarbeiteten, gehörten die meisten Fürsten selbst, theils aus Furcht vor größerem Verderben, als sie schon erfahren hatten, theils aus Fürsorge, sich im Besitz dessen zu befestigen, was sie durch seinen Beistand gewonnen hatten. Es gehörten zu ihnen aber auch Jener viele, welche von jeher die Freiheit über Alles liebten, und unveränderlich den Grundsätzen derselben unter allen Verwandlungen und Schicksalen des französischen Staats treu geblieben waren. Obwohl sie selbst in Napoleon mehr den soldatischen Gewaltherrn, als den Volksfreund, mehr den von Eitelkeit Verauschten, als den für wahre Größe Begeisterten erkannten, und im Herzen beklagten, daß er, dem die Vorsehung, wie selten einem Sterblichen, die Macht zur Weltbeglückung gegeben, seine Stellung verkannte: behielten sie doch seinen Namen, als das Schiboleth der Freisinnigen gegen Wiederkehr der drückenden Lehenherrschaft und Priestergewalt.

Hinwieder zu denen, welche die Befreiung Deutschlands, den Untergang der Gewaltherrschaft am ungestümsten begehrten, gesellten sich, nebst den muthigsten und glühendsten Freunden der Freiheit, des Rechts und der Wahrheit, in jenen Tagen

die entschlossensten Gegner derselben. Hier standen mit einerlei Haß gegen Napoleon die ehemaligen Reichsunmittelbaren, welche mitten im Frieden durch einen Machtspruch ihrer landesherrlichen Gewalt beraubt waren; hier die alten Geschlechter des Adels, welche mit Verdruß einen frischeren, aus dem Bürgerstand durch Verdienst emporblühenden Volksadel aufgehen sahen, der sie zu verdunkeln und ihre Nachkommen oder sie selbst von den ersten Staatswürden zu verdrängen drohte; hier die hohen Prälaten, deren Einfluß verschwunden, die Mönche, deren Klosterreich aufgelöst war, alle, welche vormalß in hergebrachten, mittelalterischen Formen über einen unwissenden, zum schweigenden Dulden gewöhnten Volkshaufen Gewalt, Ansehen und Vorzug behauptet hatten.

Beide Parteien bezeichneten sich gegenseitig, wie Parteihäß immer, mit gehässigen Namen: Jakobiner, Volksmeuterer, Unruhestifter und Demagogen hießen die Einen, — die Andern: Napoleonisten, Fürstentknechte, niederträchtige Anbeter der Gewalt. Beiden aber waren Benennungen, wie diese, nicht anpassend. Das offenbarte sich später, als Napoleons Herrschaft schon gebrochen war. Denn da traten plötzlich die Männer, welche vorher aus entgegengesetzten Absichten oder Ansichten, und auf ganz verschiedenen Seiten vereinigt gewesen waren, wieder auseinander, und bildeten neue Parteien aus entgegengesetzten Grundsätzen. Die, welche auf beiden Seiten Freiheit gewollt, wurden Freunde, und die, welche Dienstbarkeit für Andere, Vorrechte für sich gewünscht, schlossen neuen Bund. Sie hatten beiderseits nicht die Gesinnungen, nur die Mittel zum Zweck gewechselt.

Inzwischen waren die verhängnißvollen Tage gekommen, da Napoleon, sein Weltreich zu vollenden, die Heere Frankreichs und seiner Bundesgenossen in das Innere Rußlands führte. Nichts

vermochte wider ihn des Landes Wildheit, der Russen verzweiflungsvolle Gegenwehr. Sieghaft zog er in den Kreml der alten moskovitischen Czaren ein (14. Herbstmonat 1812). Aber er fand kein Pultawa in Rußland.

Wie einst in der Champagne die herbstlichen Regengüsse des Jahres 1792 die schönen und tapfern Heere Preußens und Oesterreichs zu Grunde gerichtet hatten, da sie den Rückzug antraten, und von da an die Gewalt der französischen Waffen zwanzig Jahre lang den Welttheil bewegte: so brach nun ein zweites Naturereigniß wieder die Kraft Napoleons und seines Volkes. Durch Mangel der Lebensmittel zum Rückzug in verschneiten Wüsten gezwungen, ward das bisher sieggewohnte Heer vom furchtbaren Frost weniger Nächte zerstört. Rußlands Rache folgte den Trümmern desselben und vernichtete auch diese in mörderischen Gefechten. Das war ein Gottesgericht!

Erschrocken traten die einzelnen französischen Heerhaufen, welche bisher als Rückhalt an den Ufern der Pregel, Weichsel und Oder gestanden hatten, zusammen, nicht mehr für den Ruhm, nur noch für das Leben streitend. Sie zogen nach Deutschland zurück, wohin ihnen Napoleon neugeworbene Schaaren aus Frankreichs Innern zur Hilfe sandte. Noch gab er nicht Alles verloren. Noch zählte er auf die starken Festen, die von den Seinigen in eroberten Ländern vertheidigt wurden; auf die Treue seiner Bundesgenossen in Deutschland; auf Frankreichs eigene, fast unerschöpfliche Kraft. In der That schuf er, wie durch Zauber, neue Heere an der Elbe. Doch vergebens Alles. Deutschlands Völker erhoben sich.

9. Befreiungskampf wider Frankreich. Erste Folgen: Der heilige Bund. Der deutsche Bundesvertrag. Ständische Verfassungen.

Noch standen die Fürsten, betroffen vom unerwarteten Ereigniß, und von mancherlei Furcht gebunden, unentschlossen, als ein großes Gähren die Völker bewegte, und sich Jeder sagte, aufzubrechen, denn der Augenblick sei gekommen. Im Norden Deutschlands, wo der Franzosen Gewaltthatigkeit und Uebermuth am zügellosesten gewesen, war die Begierde auch am stärksten, das Joch abzuwerfen. Ein preussischer Feldherr York, welcher mit seinen Schaaren unter Napoleons Befehlen gestanden, trennte sich zuerst von diesen, ohne Vorwissen und Willen seines Königs, und schloß sich den siegenden Russen an. Da sah der König die Bewegung seines Volks. Er bot alle Waffenfähige zum Kampf für das Vaterland auf. Sie strömten zusammen. Tausende kamen auf den Sammelplätzen zu Tausenden. Unter den Augen der Franzosen, die nicht wußten, ob für, oder wider sie, bildeten sie feste Schlachthaufen aus begeisterten Landleuten, Adelsleuten, Bürgerlichen, Greisen und Jünglingen, Armen und Reichen. Die Werkstätten, die Hochschulen, die Gerichtssäle wurden fast leer. Frauen und Jungfrauen weinten meistens nur stolze Freudenthränen beim Abschied der Geliebten. Die Dichter sangen nur Schlachtgesänge. Der Aermste brachte nun seine Gabe zur Rettung Aller, wie der Reichste. Alles gehörte in diesen Augenblicken nur dem Vaterlande; denn das Vaterland lebte in Allen.

Dies ist der größte, dies der glänzendste Augenblick in der ganzen Geschichte Preussens; die Vorbeeren des siebenjährigen Krieges selbst sind minder schön und ruhmwürdig. Friedrich Wilhelm III. erfuhr und bewies, was ein Fürst vermöge, dessen Geist mit dem Geiste der Nation Eins ist. Das er-

fuhr und bewies er, als Napoleon in seinen Unglückstagen der Welt und Nachwelt das Beispiel des Gegensatzes aufstellte, wie ohnmächtig auch der Gewaltreichste auf Erden sei, wenn er den Glauben an die Macht der öffentlichen Meinung verliert und das Herz der Völker von sich stößt.

Hier ist nicht der Ort, die Geschichte des großen Vertilgungskampfes zu erzählen. Lange führten ihn Preußen und Rußland allein; dann trat Oesterreich zu ihnen; dann Bayern; dann das sächsische und württembergische Heer mitten auf dem Schlachtfelde. Alle Fürsten des Rheinbundes folgten. Nur der treffliche König von Sachsen, zu jener Zeit ohne Freiheit, und der Bruder Napoleons, welcher fliehend die westphälische Krone verlor, konnten der Andern Beispiel nicht nachahmen. Es kam Deutschlands neue Hermannschlacht bei Leipzig am 18. Oktober (1813). Die französischen Adler flüchteten über den Rhein zurück. Der blutige Siegeszug nach Paris ward vollendet; Napoleon entthront, verbannt; Frankreich, seiner Eroberungen verlustig, den Bourbonen zurückgegeben; Friede verkündet; jedes Heer zurück in die Heimath geführt.

In Deutschland war Freude, aber die Freude nicht ganz rein. Vielen mißfiel der sieghaften Könige Entschluß, Frankreich (zu allen Zeiten den Deutschen furchtbar und feindsinnig, nun mit Nachlust gekränkten Nationalstolzes erfüllt) neben Deutschland groß und mächtig bestehen zu lassen. Andere klagten die Milde der Sieger an, welche von den bezwungenen Feinden kaum Ersatz für den ungeheuern Aufwand begehrt hatten, der zur Wiederherstellung europäischer Ruhe nöthig gewesen wäre, geschweige Ersatz für den unermesslichen Raub, den die französischen Heere und Feldherren in den Ländern Jahre lang erpreßt hätten. Solche Großmuth der Fürsten, auf Kosten ihrer tieferschöpften Unterthanen geübt, lasse den Feinden Mittel, früh oder spät Deutsch-

land und andere Nachbarn von Neuem zu bedrängen, ehe diese sich von ihren Opfern und Wunden erholt haben würden. Noch Andere tadelten die gutmüthige Sicherheit, mit welcher man den Kaiser Napoleon auf eine Insel des Mittelmeers versetzt, und den friedlichen Versicherungen eines Mannes vertraut hätte, der nie Bedenken getragen, Wort und Eid zu brechen. Ihn werde, wenn er von der ersten Betäubung genesen, das nahe Frankreich unwiderstehlich anlocken, wo ihn noch der Soldat, als seinen besten Feldherrn, verehere, und ihn das Volk, durch die übermüthigen Ansprüche heimgekommener Ausgewanderten des Adels in neue Unruhen gestürzt, als Vertheidiger begrüßen werde.

In der That, noch sah man zu Wien die Könige Europa's oder deren Abgeordnete im Kongreß mit langwierigen Verhandlungen über den künftigen Länderbestand der Staaten beschäftigt, als Napoleon, von Elba entronnen, und ohne Mühe abermals den Thron bestieg. Kein Schwertstreich geschah von den Franzosen für die Bourbonen. Diese flohen mit ihrem kleinen Anhang von Getreuen über die Grenze.

Nun neue Rüstungen Europa's; neue Begeisterungen Deutschlands zum Schutze der Throne und Völker gegen den furchtbaren Feind; neue Aufopferungen für die heilige Sache. Sie ward errettet in den blutigen Schlachttagen bei Belle-Alliance; Napoleon noch einmal vertrieben und auf die afrikanische Insel St. Helena verbannt; Ludwig XVIII. noch einmal zurückgeführt in das Reich seiner Väter. Aber schwerer büßte Frankreich diesmal. Viele seiner Festungen gegen Deutschland wurden ihm genommen, dazu alle Kunstschatze, welche in Paris, als schöne Beute französischer Siege, aufgehäuft lagen. Frankreich mußte die Kosten des Krieges und die Entschädigung Anderer, welche von den Franzosen einst großer Summen beraubt waren, entrichten, auch fünfjährige Besatzung vom Heer der Verbündeten tragen.

Nun erst sah sich der Welttheil vor der Wiederkehr der alten Schrecken geborgen. Jedermann blickte mit Lust und Grauen auf das vollbrachte Heldenwerk der letzten Jahre zurück. Einen so raschen und glückseligen Umschwung der Dinge hatte fast Niemand erwartet. Jeder vergaß seiner davongetragenen Wunden, und richtete dankbaren Blick auf Gott. Das Geschehene war kein Menschenwerk. Umstände, außer aller Sterblichen Macht, hatten einmal im entscheidenden Augenblick den wunderbaren Ausschlag gegeben.

Der Völker frommes Gefühl in diesen Tagen war auch das Gefühl der Fürsten. Noch zu Paris vereinigten sich die drei sieg- beglückten Alleinherrscher, Alexander I., Kaiser von Rußland, Franz I., Kaiser von Oesterreich, und Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, (25. Sept. 1815) zu einem heiligen Bund, daß sie fortan, jener verderbenvollen Staatsklugheit entsagend, welche bisher gegolten, sich und ihre Völker als Genossen einer großen christlichen Familie ansehen, und sowohl von Staat gegen Staat, als in Verwaltung jedes einzelnen derselben, die Vorschriften des Christenthums, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden als ewige Grundgesetze ehren wollten. Die Monarchen selbst erklärten sich nur Bevollmächtigte der Vorsehung zu sein, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen; denn die christliche Nation habe in der That keinen andern Souverän, als Gott, Jesum Christum, das Wort des Lebens. Alle Höfe und selbstherrlichen Stände Europens, nur nicht zu Konstantinopel der Großsultan und zu Rom nicht der Papst, traten dem ehrwürdigen Vereine bei, welcher den schönen Traum des guten Königs Heinrich IV. von einer großen christlichen Republik in Europa verwirklichen zu wollen schien, und edler noch, denn Heinrich selbst ihn geträumt hatte.

Und zu Wien ward (7. Juni 1815) an die Stelle der alten

untergegangenen Reichsverfassung oder des zerschlagenen Rheinbundes, für Deutschlands innere und äußere Sicherheit, Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten, ein deutscher Bund gestiftet. Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten und freie Städte Deutschlands, achtunddreißig an der Zahl, alle mit gleichen Rechten, traten hinzu, gelobten sich insgesammt, wie jedem Einzelnen unter ihnen, gegen jeden Angriff Schutz und Gewährleistung des Besitzthums, aber nie im Streit wider einander die Waffen zu heben, sondern sich friedliche Entscheidung gefallen zu lassen; stellten eine Bundesversammlung fest, unter Oesterreichs Vorsitz über Bundesangelegenheiten zu entscheiden; ordneten an, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassung stattfinden sollte; daß Unterschied in den christlichen Glaubensbekenntnissen keinen Unterschied im Genuß der staatsbürgerlichen Rechte begründen dürfe; gaben den mittelbar gewordenen ehemaligen Reichständen, zum Ersatz verlorener Rechtsame, besondere Vorzüge, als der privilegiertesten Klasse jedes Staates; den Unterthanen aber ward Besitz des Grundeigenthums in einem andern Staat des Bundes, Hinüberziehen in denselben und dann Befreiung von aller Nachsteuer u. s. w. gestattet. Der Bundesversammlung blieb vorbehalten, die organischen Gesetze auf des Bundes auswärtige, militärische und innere Verhältnisse aufzustellen, über Handel und Verkehr der Bundesstaaten, über Pressfreiheit, Sicherstellung der Rechte von Schriftstellern und Verlegern gegen Nachdruck zu entscheiden u. s. w.

Im Einklang mit diesen neuen Gestaltungen Deutschlands, alle entsprungen aus dem lebendigen Gefühl der Nothwendigkeit, Besseres und der Gesittungsstufe der Nation Entsprechenderes an die Stätte des alten Zertrümmerten zu stellen, handelten in derselben Zeit großherzig viele Fürsten. Sie hatten die treue, Alles aufopfernde Anhänglichkeit ihrer Unterthanen erkannt, und zugleich,

was ein Volk vermöge, welches nicht auf bloßes Gebot allein, sondern aus innerm Triebe handle. Ihnen war nicht mehr dunkel, daß die Stärke ihrer Throne einen unermesslichen Zuwachs empfangen, wenn dieselben, vom Ernst der öffentlichen Meinung umringt, und einverstanden mit der Nation, über derselben verborgenste Hilfsmittel, Schätze und Einsichten verfügen könnten, wohin sonst keines Landesherrn Gewalt reichte; daß die Hingebung einiger Rechte der selbstherrlichen Unbeschränktheit ihnen weit größern Vortheil stiftete, als irgend das hingegebene Recht gewähren konnte: festern Staatshaushalt, sorgfältigere Verwaltung, vorsichtiger und gerechter Beamten, folglich größere Zufriedenheit der Unterthanen und innigere Liebe derselben zum Fürsten; ja, daß im Grunde der Landesherr kaum ein Opfer aus seinen Rechten brächte, wenn er dem Volke durch Stellvertretung eine Stimme vor dem Throne gäbe, indem der Fürst bisher doch ebenfalls nur durch die Berathungen seiner Minister und Hofleute zum Handeln bestimmt worden wäre. Aber die Großbeamten, wie einsichtsvoll sie auch immerhin sein mochten, waren nur einzelne, und einzig nur aus ihrem Standpunkt, aus dem Anblick ihrer Umgebungen, aus den einseitigen Berichten ihrer Untergeordneten urtheilende Männer gewesen. Vielseitiger, belehrungsvoller mußte der Rath werden, wenn aus allen Ständen des Volks, aus allen Provinzen des Landes, Männer von Erfahrung und Geist in großer Versammlung vor dem Fürstenthron redeten. Ja, es blieb kein Zweifel, daß erst durch Mittheilung mannigfaltigerer Ansichten und Erfahrungen in stellvertretenden Versammlungen der Alleinherrscher wahrhaft selbstherrlicher, das ist, eigenem Willens würde. Denn man konnte sich nicht verhehlen, daß in bisherigen Verfassungen die Vorsteher und Räte der einzelnen Landesbezirke nach den Berichten der untern Amtleute geurtheilt hatten; die obern Be-

Hörden der Provinzen hinwieder durch die Urtheile jener Vorsteher und Rätthe geleitet waren; die Ministerien und höchsten Behörden hinwieder nach der ihnen von den Obersten der Provinzen ertheilten Ansicht gingen, und der Fürst nachher nur über die also geformt wordenen Anträge der Ministerien und höchsten Behörden zu entscheiden im Stande war. So konnte also vielfach die beschränkte Einsicht, die Neigung und Willkür der untersten Amtleute auf den Willen des Fürsten einfließen; und eben diese Untersten, nicht immer die Weisesten, nicht immer die Leidenschaftsloseten und Reinsten in ihrem Wirkungskreise, waren bisher am wenigsten bewacht gewesen. Das Volk zwar kannte sie und ihr Treiben genau; aber das Volk hatte keine Zunge.

Solche und andere Rücksichten bewogen Deutschlands Fürsten zur Verbesserung der Landesverfassungen. Sie wollten den Zustand der Unterthanen genauer kennen lernen; denn sie kannten bisher nur den Hof und die obern Landesbehörden; und das Volk sollte seinen Fürsten besser kennen lernen, denn es beurtheilte ihn oft nur nach der Beschaffenheit der untergeordneten Angeordneten. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, gab schon, als er noch mit dem von Elba zurückgekehrten Napoleon im verzweiflungsvollen Ringen war (22. Mai 1815), seinen Staaten die Verheißung einer neuen Verfassung mit Stellvertretung der preussischen Nation. — Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, stellte bald nach diesem (September 1815) eine solche Verfassung für seinen Staat wirklich auf, worin den Stellvertretern des Volks, alle in eine Kammer vereinigt, Einsicht in die Staatsrechnungen, Theilnahme an der Gesetzgebung, Recht der Beschwerdeführung über Mängel der Staatsverwaltung, und Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewährt wurde. — Württembergs König hatte seinem Volke schon früher eine verbesserte Verfassung geben wollen, und zu dem Ende die Aichtbarsten des Reichs zusammenberufen.

Diese aber hatten die neu dargebotene Verfassung anzunehmen verweigert, und jene ältere, aus den Zeiten des Lehenthums stammende, zurückgefordert, welche im Jahr 1806 aufgehoben worden war. Nun (im Nov. 1815) trat er noch einmal mit dieser Versammlung in Berathung, mahnend, daß, wenn schon er die Landesverträge Altwürttembergs ehre, dieselben doch nicht den neu erworbenen Ländern aufzudringen seien; daß also ein Versuch gemacht werden müsse, für alte und neue Lande eine gemeinsame Verfassung auf dem Wege des Vergleichs herzustellen, und dazu schlug er, als Grundlage, vierzehn Hauptbestimmungen vor. — Viele andere deutsche Fürsten beschäftigten sich in denselben Tagen nicht minder mit Entwürfen ständischer Verfassungen. Und bald sah man sie in verschiedenen Gegenden erscheinen und in Wirklichkeit treten.

10. Verschiedenartige Erwartungen und Wünsche in Betreff des künftigen deutschen Staatenbundes.

Die ungeheuern Umschwünge des Schicksals, von welchen die mächtigsten Throne nicht minder, als die ärmsten Hütten des Tagelöhners berührt worden waren, alle in den engen Zeitraum weniger Jahre zusammengedrängt, — Begebenheiten, Schicksale, wie in Deutschland, seit ein Deutschland gewesen, nie erhört worden waren, mußten allerdings die Gemüther groß bewegen. Erst vor Kurzem Alles gebeugt unter Schmach, vom Glück eines fremden Siegers, dann plötzlich ruhmreich triumphirend gegen den Weltherren und ihn vom entweihten Thron stürzend; — erst unter der Willkür übermüthiger Eroberer die tausend Plagen und Schrecken der Gewaltherrschaft duldend, dann, plötzlich der Fesseln entlöset, Verheißungen größerer Freiheit, als man nie zuvor genossen, von guten Fürsten empfangend — — wie konnte anders geschehen,

als daß sich Alles in leidenschaftlich froher Aufwallung der Gefühle durch einander bewegte, und daß Jeder, nach Maßgabe seiner Begriffe, mit vielleicht auch überspannten Erwartungen, dem Eintritt eines goldenen Zeitalters entgegensah?

Diese Erwartungen, oder seine Wünsche wenigstens, sprach Jeder, welcher der Sprache fähig war, laut und unbefangen aus durch Mund und Schrift. Die kriegerische Verwirrung der Erlösungszeit hatte selbst in den Staaten, welche sonst keiner unbundenen Pressfreiheit hold gewesen waren, diese Freiheit fessellos gelassen, um durch alle Mittel den gewaltigen Geist der Nation zur Vollendung des großen Werks aufzuregen. Daher ward das Wort von Keinem mehr mit vormaliger Aengstlichkeit gesichtet. Und allerdings glaubte Jeder das Recht erworben zu haben, in der heiligen Sache des Vaterlandes zu reden, für die er freiwillig gehandelt, einen namhaften Theil seines Gutes zum Opfer gebracht, oder sein Blut vergossen, oder seine Brüder, seine Söhne, seine Freunde entflammt, und auf Schlachtfeldern verloren hatte. Nun, nach überwundener Noth, glaubte Jeder die Pflicht zu haben, das zu offenbaren, was er in seinen Verhältnissen als die Quellen des Unheils erkannt hatte, damit man nach dem Siege nicht zum alten Verderben zurückkehre. Auch schien es der rechte Augenblick zu sein, weil nach Losreißung der deutschen Völker vom französischen Joch der erste Gedanke auf Wiederverknüpfung des Zerrissenen unter sich, auf Schöpfung neuer Ordnungen statt der zertretenen, gerichtet sein mußte, und vor allen Dingen darauf, daß gesammten deutschen Landen, durch engere Vereinigung derselben, Kraft genug gegeben werde, furchtlos zwischen großen Nachbarreichen zu stehen, und nicht erfahren zu müssen, beim ersten Wurf wieder zu erliegen.

Aus der sichtbar gewordenen Unhaltbarkeit oder Schlechtigkeit der vormaligen Reichsverfassung und des nachgefolgten Rheinbunds

hatte sich im Volke allgemein das Gefühl der Nothwendigkeit von einem engern Verbande gesammter Nation entwickelt. Denn schwer hatte die gesammte Nation die Gebrechen des Vorigen abbüßen müssen. Aber es traten die mannigfaltigsten, oft sich im schneidendsten Widerspruch begegnenden Rätke und Anträge ans Licht.

So sehr waren Einige vom Gedanken germanischer Einheit ergriffen, und von der Furcht vor der Wiederverkrüppelung deutschen Nationalgeistes in kleinlichen, eifersüchtelnden, zwieträchtigen Provinzialsinn erschreckt, daß sie nur ein einziges deutsches Volk unter einem einzigen Oberhaupt sehen, und die der Stärke des Ganzen gefährvolle Selbstherrlichkeit der einzelnen Throne aufgehoben haben wollten. „Kein Bundesstaat, sprachen sie, noch weniger ein looserer Staatenbund! Hat euch die Geschichte der Nationen, hat euch unsere eigene nicht belehrt, daß Bundesstaaten, wie klug geordnet sie sein mögen, zuletzt immer damit enden, vom Bunde Alles zu verlangen und ihm Nichts zu opfern? daß sie nur stark sind, sich unter einander durch Widerstand zu lähmen oder aufzureiben, während ihre Vielfösigkeit gegen die ungetrennte Willensmacht eines einzigen furchtbaren Gegners zur Schwäche wird? Hat darum nicht selbst das republikanische Rom, so sehr es die Freiheit liebte, in Tagen der Gefahr die höchste Gewalt nur einem Manne übergeben? Welchen Bundesstaat ihr bilden möget, wie werdet ihr Geseze und Mittel erfinden, daß ein mächtiger Genosse, wenn er den Verfügungen des Bundes nicht gehorchen kann oder will, zum Gehorsam gezwungen werde? Es ist ein unsicherer Bund, in welchem nur Freiheit für die Großen und Abhängigkeit für die Kleinen lebt, wenn ein oder zwei Theile größer sind, als das Ganze. Das bewies Friedrich der Große und sein siebenjähriger Krieg. Und wenn einst der Bund einen Krieg nicht will, den die mächtigern Glieder verlangen, wer wird ihn verhindern? Oder wenn der Kampf noth-

wendig ist, und einer der Mächtigen ihn für seinen eigenen Staat zu meiden entschlossen ist, wer wird ihn, wenn schon ein Feind vor der Thür steht, zum Zorn reizen wollen? Darum, ist euch Deutschlands künftige Ruhe und Ehre theuer, soget, daß hier fortan nur ein Interesse, ein Volk, ein Herr, unterstützt und umgeben von den Ständen des Reichs, bestehen; außer dem seid ihr, wie vormals, innern Zerrwürfnissen, äußern Feinden von Neuem hingegeben.“

Viele, welche zwar von mancher Wahrheit in diesen Worten überzeugt waren, erkannten doch die Unausführbarkeit solches Traumgebildes. Mit Recht sagten sie: Wer soll der Eine sein, welcher Deutschlands selbstherrliches Haupt werde? Soll sich Preußen, soll Oesterreich sich seiner Macht und Größe entschlagen? Ohne Unterjochungskriege, zerstörender als die Napoleonischen, sind diese Hirngespinnste nicht zu verwirklichen. Aber befestigt oder vollendet, was die Natur gegeben, die im Norden und Süden Deutschlands zwei überlegene Staaten im Laufe der Jahrhunderte schuf, denen mehr oder weniger schon die angrenzenden kleinern Fürsten in ihren staatsstümlichen Richtungen folgen. Machet Deutschland zum Doppelreich, was es, nicht dem Namen, aber der That nach, schon ist. Zwei Kaiserkrone werden den Deutschen mehr Einheit, Stärke, Sicherheit und Glanz verleihen, als vierzig kleinere. Selbst die übrigen Fürsten, welche sich einem oder dem andern Kaiserthume einverleiben, können unter solchem Verhältnisse nur scheinbar verlieren, während sie in der That gewinnen. Ihre Kronen und Einkünfte und Unterthanen behaltend, unterwerfen sie sich nur des Kaiserthums gemeinsamen Gesetzen, an deren Schöpfung sie selbst Theil nehmen, wie sie sich sonst den Verfügungen des Reichs unterworfen hatten, oder denen einer andern Bundeseinrichtung unterwerfen müssen. Nach diesen Gesetzen verwalten und richten sie ihre Staaten. Aber dagegen

genießen sie stärkern Schutzes gegen fremde Widersacher; aller Handels- und andern Vortheile, deren nur große Reiche fähig sind; auch wohl, wenn es in Verträgen gegründet wird, beim Aussterben des Kaisergeschlechtes, Anwartschaft auf den Thron des Reiches."

Mit Unwillen und Spott wurden Gedanken, wie diese, von denen zurückgewiesen, welche, aller Staatsumwälzungen müde, in dergleichen Verschmelzung und Scheidung Deutschlands die größte, die traurigste und die dauerloseste erkannten. „Ihr,“ sprachen sie, „die ihr des Deutschthums Hauptpriester sein wollet, warum wollet ihr gänzliche Vernichtung ächtdeutschen und rechtlichen Sinnes? Wißet ihr, was, wie dem einzelnen Menschen, so ganzen Völkerschaften, köstlicher ist, als Glanz, Handwerksvortheil und jeder andere Gewinn? Es ist das eigenthümliche Leben. Hoffet ihr, daß deutsche Völkerschaften, ältern Stammes und Namens, als Oesterreich oder Preußen, freiwillig auf ihr selbstständiges Dasein Verzicht thun werden, um sich zu Gunsten eines andern Reichs in ihm aufzulösen und aus der Geschichte zu verschwinden? Das war's, was am meisten gegen Frankreich empörte. Oder meint ihr, mit Gewalt könne das Werk der Unrechtlichkeit gethan werden? So wird es dauern so lange, als jene Gewalt; aber die erste Erschütterung in dieser weckt Befreiungslust und Rache der Unterjochten. Ein Bundesstaat oder Staatenbund soll und will Deutschland sein. Das war er seit Hermanns und Marbods Tagen. Unzerstörbare Treue und Anhänglichkeit an ihre angestammten Fürstenhäuser ist der uralte Grundzug in deutscher Gemüthsart; er ist noch jetzt, wie einst, lebendig und hat sich auch in heutigen Tagen rührend offenbart. Fraget in Dingen des Lebens keinen selbstgeschaffenen Urbildern nach, sondern der Wirklichkeit!"

„Und wenn,“ fuhrn sie fort, nicht zu läugnen ist, daß in je-

dem Bunde Uebermacht einzelner Glieder allerdings der Freiheit und dem Rechte der Uebrigen, sowie der Ruhe des Ganzen, Gefahr bringt: so mangelt es nicht an gerechtern und leichtern Mitteln, diese Gefahr zu entfernen. Preußen und Oesterreich, obgleich auch Herren von deutschen Ländern, danken ihre Uebermacht doch weniger diesen, als der großen Masse ihrer nichtdeutschen Staaten. Sie können, im Ganzen genommen, also als nichtdeutsche Mächte betrachtet werden. Es bilde sich der Bund aus allen übrigen deutschen Fürsten und Städten, wie einst der rheinische. Dann wird kein einzelner Theil mächtiger, als die Gesamtheit, die Schwächern gefährden, und das Ganze im eigenen Gleichgewichte ruhen. Stark genug zur Selbstvertheidigung, ohne Furchtbarkeit gegen die Nachbarreiche, durch Bundesnatur zu Eroberungen unfähig, bleibendem Frieden geneigter, wird er achtungswerth zwischen Allen stehen, und, von Allen, durch gegenseitige Eifersucht Aller, schonend behandelt werden, wie die schweizerische Eidgenossenschaft es seit Jahrhunderten zwischen nebenhuhlerischen Mächten erfuhr. Aber zu ewigen Schirmherren und Gewährleistern des Bundes wähle er sich im Norden Preußen, im Süden Oesterreich; denn Beide, ihre Throne auf deutscher Erde gebaut, sind des deutschen Bundes und Volkes Blutsverwandte. Besser zwei Gewährleister und Schirmherren, denn einen, weil einer leicht durch Gewalt oder Umtriebe Gebieter werden kann, während zwei sich die Wage halten. Dann allein wird Deutschland selbst zwischen Oesterreichs und Preußens künftigen Handeln unparteiisch, sogar vermittelnd, stehen können; wenigstens nicht befürchten müssen, daß eine oder die andere Macht, wie sonst wohl öfters geschah, ihre Hauskriege zu Reichskriegen umschaffe."

„Ein Staatenbund, so wie jeder Staat," sprachen Andere dagegen, „welcher die Bürgschaft des Bestehens und Daseins nicht

in seinem Innern selbst mit sich trägt, sondern von fremden Gewährleistern empfangen muß, ist ein gebrechliches Wesen und verkündet zum Voraus Schwäche. Selbst die schweizerische Eidgenossenschaft hat für sich verglichen Gewährleistung niemals verlangt, vielmehr sie immer gefürchtet; und die ihr im Wiener Kongreß gegeben ist, war nicht von zweien oder dreien, sondern von allen Mächten des Welttheils erteilt, folglich im Grunde nichts anderes, als ein öffentlicher Ausspruch jenes allgemeinen völkerrechtlichen Grundsatzes, unter welchem jeder Staat in Europa besteht. So ihr aber einerseits Oesterreich und Preußen vom deutschen Bunde ausschaidet und zu Fremden machet, anderseits doch eben diese zu Schirmherren und Gewährleistern erwählet, und ihnen, als solchen, wie natürlich, auch Rechte einräumet: gebet ihr den Fremdgemachten das Recht, sich in eure innern Handel zu mischen, weil ihr es eben denselben, als Mitgliedern, versaget. Seltsame Verirrung! Und noch neben dem zu glauben, daß den Fremden die innern Ordnungen und Rechtsame oder der Bestand des Bundes theurer und wichtiger sein müßten, als den wirklichen Mitgliedern! — Fürchtet ihr die Eintracht der Mächtigen, wenn sie Genossen des Bundes sind: so fürchtet diese Eintracht noch mehr, wenn dieselben außer dem Bunde stehen! Schon das sittliche Gefühl sträubt sich doch im Mitgliede, Verräther einer Gesellschaft zu werden, deren Theil er ist, und der Fluch der öffentlichen Meinung würde ihn verfolgen. Weidern ist der Fremde weniger ausgesetzt, weil er als Schirmherr oder Gewährleister sich wohl Rechte einräumen, aber keine Pflichten, wie einem Genossen, vorschreiben läßt."

„Darum ist, so sprachen sie ferner, Zerscheidung Deutschlands in drei Reiche nicht minder bedenklich, alserspaltung in zwei Hälften, oder staatsumwälzerische Auflösung in Eins. Preußens wie Oesterreichs deutsche Gauen sind nicht minder Deutsche, als

Hessen, oder Sachsen, Bayern oder Württemberg es sind. Und alle deutsche Völkerschaften gehören zu einem deutschen Bund. Sind auch einzelne Genossen wohl auswärts mächtig, so erheben sie dadurch nur Ansehen und Stärke des Bundes selbst, ohne ihm, als Genossen desselben, damit furchtbarer zu werden, denn als Fremde. Oder ist Deutschland unter allen Verwandlungen der Jahrhunderte, unter allen Eroberungsversuchen ausländischer, unter allen Zerwürfissen inländischer Mächte nicht immerdar bestanden, bis auf den heutigen Tag? — Wollet ihr feste Gewährleistung innerer Ordnung, Friedlichkeit und Stärke: so stellet den wandelbaren, oft zwiespaltigen Interessen der deutschen Höfe, als Gegengewicht, das an sich unwandelbare Interesse der gesammten Nation entgegen. Sie will Frieden, Freiheit, Ordnung von Innen, Ansehen und Stärke nach Außen. Lasset auf den Bundesversammlungen die Abgesandten der Fürsten sitzen und den Weisungen ihrer Höfe folgen, wie bisher; aber füget zu dieser Kammer der Erlauchten eine Kammer der Gemeinen, gebildet aus den Abgeordneten der ständischen Versammlungen aller Staaten Deutschlands, mit Weisungen von diesen versehen. Nur dann erst, wenn nicht bloß einzelne Völkerschaften in ihren einzelnen Landtagen über Hausangelegenheiten reden, sondern wenn die gesammte Nation über gemeinsame öffentliche Angelegenheiten ein gesetzliches Stimmrecht führt, wird deutscher Nationalgeist erscheinen und segensvoll wirken; segensvoll, weil, unparteilich in den Zwisten der Höfe, er nur das Gerechte wollen kann; segensvoll, weil er nur will, was der Mehrheit frommt; der Mehrheit frommen aber nur Ruhe, Wohlstand, Ehre. Und nur auf diese, auf keine andere Weise, gewinnt ihr, statt staatsstümlicher Einheit, die ihr ohnehin nicht zuwege bringt, Besseres: die Macht nämlich der Einigkeit, der Erhalterin aller Staaten. Nur auf diese Weise wird der Schwächere geborgen stehen gegen Gewalt

der Stärkern, unter dem Schilde der Nationalmeinung; und jeder Bundeskrieg gegen fremden Angriff empfängt so schreckenvolle Stärke eines Volkskrieges."

Wie lockend dies Bild auch denen scheinen mochte, welchen die innigere Verbrüderung deutscher Völkerschaften zu einer großen Familie über Alles galt, verachteten es doch diejenigen, welche sich einer größern Vertrautheit mit der Natur der Staaten, des Geschäftsganges und des menschlichen Herzens bewußt waren. „Wenn nicht schon, sprachen diese, die Geschichte der Nationen die Eitelkeit solcher Träumerei gezeigt hätte, würde es doch die Vernunft thun. Allerdings ist über Gesetzgebung und Haushalt eines einzelnen Landes die Stimme des Volkes in ständischer Versammlung nicht nur ohne Gefahr, sondern selbst heilsam zu hören. Da schadet auch nicht die Langsamkeit der Berathungen, oder die Oeffentlichkeit der Verhandlungen; vielmehr beide sind der guten Sache beförderlich. Ein Anderes aber ist's, wenn ein Bund aus vielen verschiedenen Reichen durch zwei getrennte Kammern auswärtige Angelegenheiten behandeln wollte. Geheimniß und Entschlossenheit wären verbannt. Oder erinnert man sich nicht noch des schleppenden Ganges auf dem ehemaligen Reichstage, wo oft noch berathen ward, wenn der Feind schon den Feldzug eröffnete?"

„Dies aber würde jedoch das geringere Uebel jener gepriesenen Bundesform sein; hingegen das größere: Umsturz aller bisher bestandenen Verhältnisse zwischen Volk und Fürst, und Zerrüttung aller Grundlagen monarchischer Verfassungen. Denn alsdann werden die Unterthanen vermittelst ihrer Abgeordneten zu Richtern und Schiedsrichtern ihrer Könige erhoben. Welche Verwirrung der Grundsätze, und wohin müßte sie führen? Auch sah wirklich die Welt, seit sich Staaten erhoben, kein ähnliches Ungeheuer von Verfassung. Wer allenfalls das Bei-

spiel anderer Bundesstaaten, wer den Kongreß der Nordamerikaner, die Tagsatzung der Schweizer anführt, gibt nur Urkunden seiner Unwissenheit. Denn in diesen engverbündeten Freistaaten ist die Selbstherrlichkeit des Volks in die einzelnen Staatsversammlungen, General-Courts, großen Rätthe und Landsgemeinden übertragen. Diese folglich sind die Souveräne, und eben nur diese Souveräne bestellen aus sich Kongreß und Tagsatzung und entscheiden dort wieder als Souveräne, in Handeln ihres Gleichen.“

„Und wer möchte an die Unparteilichkeit jener staatsähnlichen Mißgeburt glauben? Wer, daß die Völker- oder Ständeversammlungen wider ihre eigenen, im Zwist begriffenen Könige und Fürsten, Urtheile fällen, oder wohl gar zur Vollziehung derselben Hand bieten würden? Könnten sie es, so geschähe es auf dem Wege der Empörung. Wer will den auf Deutschlands Boden? — Oder wer will glauben, daß jene Verfassung dauerhaftern innern Bundesfrieden gewähren werde, wo zu streitenden Interessen der Fürsten noch streitende Nationalvorteile und Nationalnebenbuhlereien geworfen werden? Forschet in den Geschichten der Bundesrepubliken Judäa's, Griechenlands und Helvetiens, — zu jung steht Nordamerika! — und ihr werdet da, wo Völker doch selbst die Selbstherrlichkeitsrechte üben, der innern Kriege mehr noch, als der auswärtigen zählen!“

-
11. Vielartiges Urtheil über den deutschen Bundesvertrag, den heiligen Bund, und künftige Ständeversammlungen. Stärkere Regsamkeit des Volkswillens. Schriftstellerische Fehden.

Unter diesem und anderm Widerspruche von Meinungen, Hoffnungen und Wünschen ward die Verfassung des deutschen

Bundes, in der Gestalt, wie sie aus den Berathungen des Wiener Kongresses hervorsieg, wie vorauszusehen war, von Vielen ohne Beifall, von Vielen gleichgültig empfangen; von Wenigen mit Vertrauen. Nur eine geringe Zahl empfand die Ueberzeugung, daß der neugebildete Bund, aus Grundsätzen ehemaliger Reichsverfassung entwickelt, und mit zeitgemäßen Veränderungen ausgestattet, gegenwärtigen Verhältnissen am entsprechendsten sei; daß man nicht waglings oder versuchsweise Bewährterkanntes für gänzlich Unbekanntes vertauschen dürfe; daß eben dieser leise Uebergang zum Bessern dem sprunglosen Naturgange der Dinge zusage; daß ein Bund, zur Beförderung deutscher Einheit, keineswegs enger geschlossen werden könne, ohne die Majestätsrechte der Souveräne zu gefährden und den Willensmeinungen der Stärkern zu unterwerfen; ohne die Freiheit aller Deutschen zu vernichten, jener Freiheit, wodurch bisher Denk- und Glaubensfreiheit, ja jeder verfolgte deutsche Mann immer noch im Umfange des gemeinsamen Vaterlandes Zufluchtsstätten gefunden haben, die bei vermindelter Bollgewalt der Landesherren nothwendig verschwinden müssen; daß endlich die von den Grundsätzen der Bundesverfassung festgestellte Religionsfreiheit, Abzugsfreiheit, und landständische Ordnung in den Bundesländern, köstliche Eroberungen eines edlern Zeitgeistes seien, und daß zuletzt auch für fernere Ausbildung und Vervollkommenung der Bundesschaft immer noch offener Weg gelassen worden wäre.

Mancherlei Umstände aber verschworen sich schon damals, die freudige Zuversicht zu stören. Es hatten die Fürsten nämlich aus dem unentwirrten Chaos noch ihren künftigen Länderbestand zu erlesen. Einige forderten nur das ihnen Entzogene zurück, Andere mit Recht Entschädigungen; Andere Zuwachs, um das einst vorhandene, nun gehobene Gleichgewicht der Macht wieder zu begründen; Andere, statt ihnen zuerkannter, abgelegener Länderstücke,

nähergelegene, oder Ausräubungen durch Umtausche. Durch so viele vorhergegangene gewaltsame Willküren, Zerreißen des Altzusammengehörigen, und Verknüpfungen des sich Fremdgewesenen war neue Ausgleichung nothwendig; unvermeidlich dabei zwischen den Höfen mancherlei Mißverständniß. Die deutschen Völker aber sahen mit Ungeduld dem Ausgange der langen und wichtigen Unterhandlungen entgegen, von welchen ihr künftiges Loos bestimmt werden sollte. Sie sahen sich, erst vom Kriege zerstört, nun unter einstweiligen Verwaltungen schwankend. Sie sahen ein Königreich, den Sitz eines uralten Stammvolkes der Deutschen, getheilt werden; wer konnte von nun an wissen, was seiner eigenen Heimath verhängt sei? Sie sahen Oesterreich und Bayern (Jänner 1816) sogar wider einander in Waffen erscheinen. Alles dies machte die Herzen verzagt, oder diejenigen unwillig, welche schmerzte, daß man Liebe und Treue zu angestammten Fürsten predige, während man nicht nach Treue der Herzen, sondern nach Anzahl der Köpfe, Geviertmeilen und Einkünfte rechnete.

Dies Alles begab sich aber in derselben Zeit, als den Nationen zuerst der Inhalt des europäischen heiligen Bundes kundgethan wurde (Jänner 1816).

Nach jenen entsetzlichen Erschütterungen, durch welche die sittliche Welt gleichsam aus ihren Achsen gehoben, Alles Heilige, Gerechte, Erhabene und Theure niedergeworfen, selbst der letzte Schein des Anständigen vernichtet war, sehnte sich die Welt mit doppelter Inbrunst zur Schonung der Völker und ihres Völkerrechtes, und nach einer religiösen Staatsweisheit der Fürsten. Der heilige Bund war diesen Seufzern entgegengehend: aber unter jenen Ländertheilungen stillte er sie nicht, und ward selbst Vielen durch sein Erscheinen in solcher Zeit verdächtig. Die Wenigsten mochten in ihrer Trauer erwägen, daß das unter tausend Schmerzen entstandene Chaos Deutschlands ohne neue

Schmerzen und Verletzungen nicht wieder geschieden, und zu einer bleibenden Ordnung der Dinge neu gestaltet werden konnte, wie es doch werden mußte. Einige nannten, in ihrem regewerdenden Unglauben an das Besserwerden der Dinge, jenen christlichen Fürstenverein nur die Frucht flüchtiger Aufwallung frommer Gefühle; Andere ihn eine vorbereitende Stiftung gegen die Macht der osmanischen Pforte; Andere hielten ihn, nach nun vollbrachter Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den Thron Frankreichs, sogar für das Sich-Wort-Geben der Souveräne gegen den wachen Geist der Völker. — Edel sinniger Alexander, von Millionen deiner Zeitgenossen verkannt, dich wird (der Glaube an das Fortschreiten der Menschheit verheißt es) ein besseres Jahrhundert verstehen! Dieser Bund, weniger ein Bund, als ein vor Welt und Nachwelt ausgesprochenes Gelübde derer zu Gott, die Gott den europäischen Völkern zu Vorstehern gesetzt, und die er in schweren Zeiten geprüft hat, wird in der Menschheit, wird in den Gemüthern der Fürsten wenigstens den Gedanken verewigen, daß frommer Sinn und frommes Sein in Gott die festeste von allen Grundlagen, segengewährende Staatsklugheit sei.

Das lange verzögerte Erscheinen einer Bundesversammlung zu Frankfurt am Main; dann nach ihrer Eröffnung (am 5. November 1816) der für die Ungeduld der Völkerschaften zu langsame Schritt ihrer Verrichtungen; dann ihre Bedenklichkeit, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar zu gewährleisten; daneben der Machtpruch des Kurfürsten von Hessen, mit welchem er beim Wiedereintritte in sein Land (14. Jänner 1814) sämtliche Inhaber gekaufter Kammergüter und Gefälle, ohne alle Rücksicht, vom rechtmäßig erworbenen Besitze verstoßen hatte, ohne daß nun der Bund den Beeinträchtigten Hilfe bot, vermehrte den öffentlichen Zweifel an bessere Tage.

Theils dies, theils die Verschiedenheit der Wünsche über das,

was den einzelnen deutschen Staaten am nächsten lag, nämlich über ihre eigenen künftigen Verfassungen, ward fast ausschließlicher Gegenstand aller Gespräche im bürgerlichen Leben, zahlloser Zeitungen, Flugschriften und größerer Werke, neuer Nahrungsstoff der von Furcht gepeinigten Gemüther.

Zwar bezweifelte man wohl nicht die Aufstellung ständischer Verfassungen; die Fürsten zum Theil selbst hatten sie feierlich versprochen, und im Grundgesetze des deutschen Bundes lag offene Zusage: aber auf welche Art und Weise die Zusage erfüllt werden werde, ob als Gnadengeschenk, oder als Vertrag zwischen Landesherren und Volk? ob durch Stellvertretung des Staatsbürgers, mit gleichen Rechten, in einer oder in zwei verschiedenen Kammern? ob mit Unterschied bevorrechteter oder unvorrechteter Unterthanen? oder ob bloß durch Beibehaltung oder Wiederherstellung lehnsthümlicher Landtage, wie im Kurfürstenthum Hessen, im Großherzogthum Mecklenburg, im Königreiche Sachsen und in Hannover sich zu bewähren schien? — das ward die vielbesprochene Frage.

Man darf kaum bezweifeln, daß weitaus die große Mehrheit, wenig bekümmert um jene Landtage aus Jahrhunderten der Lehensherrschaft, das wünschte, was dem gegenwärtigen Bedürfnisse der Länder und der jetzigen Gestaltungsstufe der Deutschen angemessen war: Stellvertretung mit gleichen Rechten der Staatsbürger. Dafür redete auch die große Zahl der angesehensten Schriftsteller; am feurigsten aber die deutsche Jugend, welche vom Siegeskampfe gegen Napoleon zurückgekehrt war. Allen schien undenkbar, daß Deutsche, nachdem sie den überwundenen Feinden, mit dem alten königlichen Thron, zugleich eine freiere Verfassung hatten erringen helfen, nur für sich selbst auf den Genuß edlerer Staatsordnungen verzichten sollten. Der Gedanke empörte den in kriegerischen Triumphen wieder rege gewordenen

Stolz. Deutschthum stand in der Brust von Millionen noch immer dem Franzosenthume entgegen. Freies Deutschthum ward die Lösung der Jünglinge auf den Hochschulen. Gleich den Vorfahren im Mittelalter ließen sie sich ihren Bart wachsen, und legten sie Tracht jener Zeit an, in welcher sich ihnen die schöne Eigenthümlichkeit grunddeutschen Wesens am herrlichsten verkündet zu haben schien. Mit Stolz trug der im Befreiungskriege aufgebotene Landwehrmann seinen Waffenrock. Die Jugend trat auf Turnplätzen zusammen, hier für neue Tage deutscher Noth und deutschen Ruhms die Glieder stark und gewandt im Streit zu machen. Die Menge gab Beifall.

Diese lauter ins öffentliche Leben hinaustretenden Aeußerungen dessen, was sich in Herzen regte, dazu die kühne Sprache der Menschen im geselligen Umgange, wie der Schriftsteller in ihren Werken, erregte bald Besorgniß bei den höhern Ständen. Denn solch ein Ton war zu keiner Zeit in Deutschland erhört worden. Was man wohl anfangs, in Tagen kriegerischer Verwirrung, nachsichtig gestattet hatte, oder was man nicht hatte verhindern können, als die Nation das Napoleonische Joch brach, und Alles dem einzigen Ziele Aller entgegenstürmte: das schien den Höfen, nach hergestelltem Frieden, unziemlich, oder Ordnung und Ruhe gefährdend. Die Freude über wieder errungene Unabhängigkeit vom Auslande schien ihnen in ein troziges Fordern größerer Unabhängigkeit im Innern auszuarten, und, würde nicht zeitig gewehrt, bürgerliche Unruhen vorzubereiten. Am meisten fürchtete der Adel Gefahr für seine alterthümlichen Rechtsame. Er drängte sich deshalb enger zusammen, in fester Verkettung dem allfälligen Sturme zu stehen; er drängte sich enger zu den Thronen. Auch er hatte Fürsprecher seiner Sache. Diese bewirkten jedoch mehr nur Aufrechthaltung seines eigenen Muthes, als Veränderung in der allgemeinen Stimmung der untern Stände, das heißt, der Volksmasse.

Die aus solchen widerstrebenden Umständen entstandenen Reibungen trübten fast jede Heiterkeit des Urtheils, und weckten auf allen Seiten leidenschaftliche Gesinnungen und Vorwürfe. Schriftstellerische Fehden über staatsstümliche Verhältnisse wurden zahllos und nicht immer mit derjenigen Besonnenheit und Würde geführt, welche öffentlichen Handlungen und Worten geziemend ist. Während die, welche des Volks oder Bürgerthums Ansprüche verfochten, die Ansprüche des Adels mit Spott und Ernst, als zeitfremde Anmaßungen und staatsverderberische Vorurtheile, bestritten: wurden sie selbst hinwieder als ehrgeizige Staatsumwälzer, Volksverführer und Verpflanzter der Jakobinerschaft auf deutschen Boden dargestellt, sogar ruchloser Anschläge gegen die Throne, und geheimer, gefährlicher Verbindungen verdächtigt. Ja, ein preussischer Staatsdiener behauptete in offener Schrift, die er mehreren Fürsten übersandte (1815), daß jener einst zum Sturz Napoleons gebildete, sittlich-wissenschaftliche Verein oder Jugendbund, noch immer, obgleich durch das Gesetz schon gehoben, im Geheimen fortdaure, wenn nicht in alter Gestalt und mit erstem Zweck, doch in andern Verbindungen und mit neuen staatsstümlichen Zielen; daß aus solchen furchtbaren Verbindungen das wilde Predigen des Deuththums, das Schmähren vaterländischer Regierungen, das Verwirren der Volksbegriffe über Recht und Pflicht herstammten; daß wahrlich, wenigstens im preussischen Volke, keine Begeisterung für Thron und Vaterlands-Unabhängigkeit zum Aufstand gegen Napoleons Gewaltherrschaft gerufen habe; sondern ein ruhiger, und um so rühmlicherer, Gehorsam gegen den königlichen Befehl bewirkt habe, daß Jeder mit nüchternem Sinn für Bürgerpflicht die Waffen genommen, und seine Opfer gebracht.

Die Achtung, welche dieser Mann erworben hatte, verlieh seinen Worten Gewicht. Während aber die Monarchen von Preußen und Württemberg ihn belohnend mit Orden schmückten, indem sie

die Güte seiner Absicht, wie seinen Muth^m anerkannten, erschien er in den Augen der Gegner als Verleumder schuldloser Menschen, ja des preussischen Volks selbst, und als Stifter eines unseligen Argwohns des Landesherrn gegen Unterthanen. Eine lange Reihe der Schwergekränkten trat wider ihn in Flugschriften auf, sowohl zu eigener Rechtfertigung, als zur Rettung der Wahrheit überhaupt. Und mit großer Erbitterung ward die Fehde geführt, daß der König von Preußen endlich Schweigen befehlen mußte. Der König selbst zwar, so lautete es in der Verordnung (6. Jänner 1816), habe in den Tagen allgemeiner Unterdrückung die geheime Gesellschaft des sittlich-wissenschaftlichen Vereins genehmigt gehabt, nun aber, da das Vaterland gerettet worden, sollten alle Staatsbürger einen Zweck nur haben; — geheime Gesellschaften seien verboten fortan; — und bei Geld- und Leibesstrafe solle nichts mehr darüber gedruckt werden, weil der Streit unziemlich geworden und beunruhigend.

42. Entgegengesetzte Ansichten über des Adels bisherige Vorzüge.

Allerdings waren es die obern Stände, besonders die zahlreichen Geschlechter des niedern Adels in Deutschland, welche sich bei den bevorstehenden innern Einrichtungen am meisten durch das allseitig wider sie erhobene Wort bedroht sahen.

Es hatten vor Jahren (1806) durch einen Napoleonischen Gewaltspruch weit über siebenzig altfürstliche, gräfliche und andere hohe Geschlechter Deutschlands, welche weiland, gleich den übrigen Ständen des Reichs, unmittelbar unter Kaiser und Reich gestanden waren, und mehr denn anderthalb Millionen Unterthanen beherrscht hatten, ihre landesherrlichen Rechte eingebüßt, und waren den-

jenigen der ehemaligen Mitstände unterworfen worden, in deren vergrößerten Landen ihr Gebiet gelegen war. Nun hatten seitdem römisches Reich und Kaiser aufgehört zu sein. Unter verwandelten Verhältnissen war volles Wiederherstellen des Vergangenen unmöglich geworden. Darum hatten die Stifter des deutschen Bundes billig ihnen, denen keine selbstherrliche Hoheit zurückerstattet werden konnte, wenigstens noch die gewohnten Ehren, Vorzüge und Besizthümer unverlezt bewahrt, insofern diese mit den Landeshoheitsrechten der Souveräne vereinbar sein mochten, in deren Reichen sich ihr altererbtes Gut befand.

Aber dunkel blieb noch, welche Rechte ihnen in den einzelnen Staaten selbst, zumal in Bezug auf Gesetzgebung und öffentliche Verwaltung, zu gewähren seien. Noch weit mehr war des niedern Adels Loos unklar, welcher längst schon am Bürgerstande seinen gefährlichen Nebenbuhler gefunden.

„Unsere Vorzüge oder erblichen Rechtsame sind, so sprach er, Rechte, und darum in der bürgerlichen Gesellschaft unantastbare Heiligthümer, wie die Rechte jedes Andern. Sie uns rauben, heißt: den Adel selbst ausrotten durch Gewalt und Ungerechtigkeit, und einen der ehrwürdigsten, verdienstvollsten Stände in seinem Gut und Eigenthum verderben. Viele der Unsern hatten bis jetzt nicht nur Hof- und Ehrenvorzüge, ausschließliche Ansprüche auf Orden, Pfründen und höhere Aemter beim Heere und im Staate, sondern auch hie und da privilegierten Gerichtsstand, Patrimonialgerichtsbarkeit, Steuerfreiheit, Jagd- und Frohnrechte, auch leibeigene Angehörige. Hier ist wirkliches, wohlalerbtes Besizthum! Wer da anrath, uns aus demselben zu verstoßen, kann mit gleichem Fug vorschlagen, den Bürgersmann aus seinem eigenen Hause zu verdrängen. — Neue Staatsverfassungen, sollen sie nicht mit umwälzerischer Schuld, sondern rechtlich gegründet werden, müssen mithin auch die Rechte unsers Standes ehren.

Und nicht Pflicht ist dies allein gegen uns, sondern gegen den Staat, damit die unerhörten Anmaßungen des Bürgerstandes zu allen Zeiten einen bleibenden Damm finden, woran die Wogen zerschellen. Ist aber der niedere Adel einmal gebrochen, dann wird auch der höhere in die Tiefe niedergezogen werden. Daher ist's Zeit, daß man, sollen Monarchien bestehen, den Standesunterschied des Adels und den Begriff von Familienrang gelten lasse."

"Allerdings muß in republikanischen Verfassungen," so sprachen die Schutzredner des Adels ferner, "Gleichheit aller Familien im Volk stattfinden, und kein anderer Rang, als welchen das Amt ertheilt. Denn in jenen Staaten ist das Volk der Souverän, und keiner des Volks kann, als Glied des Souveräns, einem andern Gliede erbliche, höhere Vorzüge einräumen, ohne sein eigenes Staatsbürgerrecht unbesonnen zu schmälern. Wir aber sind Genossen monarchischer Staaten, in denen die Souveränität von Geburtswegen Eigenthum einer einzigen erlauchten Familie ist. Schon damit wird der Begriff von Geburtsrechten hier verfassungsmäßig und vom Begriff der Monarchie untrennbar. Denn es beruht, obschon in untergeordneten Abstufungen, der Stand der Adelsgeschlechter auf gleichen Gründen, wie der Stand des landesherrlichen Geschlechts selbst. Könnnet ihr beweisen, daß Vorzüge der Geburt ungültig seien: so könnnet ihr's, wie vom Adel, auch vom Fürstenstamm sagen. Könnnet ihr rechtfertigen, daß der Adel von Geburtswegen keinen Vorzug behaupte, zurücktrete in den großen Haufen des Volks, und jedem Platz mache, der sich durch Glück, Umstände und Geistesgaben an seine Stelle erhebt: so werdet ihr mit denselben Beweisen auch darthun, daß der Thron nicht nach dem Recht der Geburt, sondern nach dem des persönlichen Verdienstes vergeben werden müsse. Darum untergraben alle diejenigen, welche wider des Adelthums angestammte

Vorzüge eifern, die Grundsäulen der Monarchie, weil sie die Achtung für alle durch Geburt erworbenen Vorrechte vernichten."

"Keineswegs," führen die Vertheidiger des Erbadeis fort, „keineswegs liegt in unserm Sinn, irgend einem Verdienste seine Kronen zu rauben. Wir selbst, unsere Söhne werben um dieselben. Keineswegs liegt in unserm Sinn, den Fürsten das Recht abzuspochen, hochverdiente Bürger in den Rang der Adelsgeschlechter zu heben; unsere Altvordern traten mehr oder minder auf ähnlichem Wege in den Besitz der uns hinterlassenen Vorzüge. Aber Verdienst und Adel stehen einander weder feindlich gegenüber, noch sollen beide Begriffe, wie gleichbedeutende, verwechselt werden, so wenig, als Tugend und Reichthum. Oder wollet ihr Gleichheit der Güter einführen, und den Reichen ihr ererbtes Vermögen nehmen, weil nicht alle Reichen zugleich die Tugendhaftesten sind? — Uebrigens, welche Verfassungen ihr auch wollet, immer werdet ihr in der Monarchie eine Stufenfolge des Ranges behalten müssen, nicht nur die des amtlichen Ranges, sondern auch des erblichen von Geburtswegen. Denn gleichwie die fürstliche Hoheit kein Amt, sondern ein Geburtsrecht ist, so ist auch der Adel kein Amt, sondern ein dem fürstlichen verwandtes Geburtsrecht. Diese durch Vererbung in den Geschlechtern bleibenden Abstufungen sind dem Wesen der Monarchie eigenthümlich, und dienen zur Befestigung der monarchischen Verfassung. Die höhern und tiefern Amtsstufen sind wandelbare Erscheinungen, und können nach Bedürfnis vermindert oder vermehrt werden. Wenn daher zu allen Zeiten Monarchen den Geburtsadel unterstützten, oder, wo er nicht war, ihn schufen, wie selbst Napoleon, als er eine Republik in ein Kaiserthum verwandelte; — oder, wenn der Adel sich die stärkste Säule der Monarchie, ihren festesten Damm gegen demokratisches Wogen nennet, so wundert euch nicht; Beides ergab sich nothwendig aus der Natur der Sache

selbst, und das dunkle Gefühl des Nothwendigen leitete sicherer, als die Schulweisheit theoretischer Staatskünstler."

Diesen Behauptungen widersprachen die Gegner und sagten: „Es ist bei uns nicht Rede, das Grundwesen monarchischer Verfassungen zu zerstören, sondern zu stärken. Das Grundwesen derselben ist: daß Einer Herr sei. Nicht aber ist das Erbrecht der herrschenden Familie auf ihren Thron durch die Natur der Monarchie selbst so sehr, als durch angestammten Landesbesitz und durch die gesicherte Ruhe und Glückseligkeit der Völker nothwendig. Denn es gab Monarchien ohne erbrechtliche Thronfolge. Aber man erschrak vor den Verwirrungen und Nebeln der Wahlreiche. So ist denn also das Geburtsrecht des fürstlichen Geschlechts nicht durch das Herkommen allein, sondern auch durch das Bedürfnis fester Ruhe bei Thronerledigungen unantastbare Nothwendigkeit. Daher irren diejenigen, welche ihre ererbten Vorrechte auf gleiche Linie mit denen des fürstlichen Stammes erheben. Ohne Erblichkeit des Throns ist keine Festigkeit des Throns und der Staatsruhe. Aber daß Monarchien auch ohne erbliche Vorzüge einzelner Unterthanen festbestehen, ja, an innerer Kraft gewinnen können, dafür zeugen heutiges Tages Erfahrung und gesunder Menschenverstand.

„Es ist unbillig, dem Adel seine Titel und Namen, sein Besitzthum an Gütern und Rechten darauf streitig zu machen. Dies sind einfache Rechte, wie sie jedes Mitglied eines Staates besitzt, keine Vorrechte. Aber jene Vorrechte, durch welche, wie durch das Leibeigenschaftsrecht, ein Theil der Landesbewohner um alle Fähigkeit gebracht wird, gleich andern Menschen menschlicher zu werden, gleich andern Landesgenossen sich, zum größern Vortheil des Staats, geistigen und häuslichen Wohlstand zu bauen; — jene Vorrechte, durch welche der Fürst in seinem Majestätsrecht beschränkt, und der Staat seiner trefflichsten Mittel

beraubt wird, wenn, bei Besetzung der ersten Aemter im Heer und Lande, der Titel der Familie mehr, als der Titel der vorzüglichern Eigenschaften gelten soll: jene Vorrechte sind es, welche von jeder guten Staatsordnung verworfen werden müssen, weil sie Beleidigungen der Menschheit, Lähmungen der eigenthümlichen Staatskraft, Eingriffe in die Befugnisse der Monarchie sind.

„Freilich auch diese Vorrechte sind Rechte gewesen, aber ihrem Wesen nach veränderliche Rechte, weil sie nur aus dem Bedürfniß eines gewissen Zeitalters entsprangen. Das Bedürfniß des Zeitalters ist nun anders, und was ehemals für Einzelne Recht war, ist jetzt zum Unrecht für Alle geworden. Oder wollet ihr, ohne Rücksicht auf Verwandlungen des Zeitbedürfnisses, alle ehemaligen Stiftungen noch für unsere Tage als rechtsgültig erklären: so stellet Karls des Großen, oder auch nur Karls des Fünften Jahrhundert, wie es gewesen, wieder her, so ihr das vermöget.

„Jenem hohen, einst unmittelbaren Reichsadel, jener ehemaligen Reichsritterschaft ist der niedere Adel nicht zu vergleichen. Jener, im Eigenthumsrecht einer wahrhaften Landesherrschaft, steht eben dadurch dem Throne, welchem er untergeordnet wurde, durch seine Natur näher. Der niedere, immer mittelbar gewesene Adel aber, auf einen alten Stammbaum oder jüngern Adelsbrief gestützt, dankte seine frühern Vorzüge weniger den vorgezeigten Pergamentblättern, als seinem größern Reichthum, und einer daher erworbenen freiern Geistes- und Sittenbildung. In beiden kommen ihm heut Tausende des Bürgerstandes gleich oder zuvor. Daher ist vergebens, durch Kunst einen Unterschied zu erzwingen, welchen die Natur der Umstände schon abgethan hat. Ueble Haushaltung, Unglücksfälle und Selbstversäumung durch die Zuversicht, das, was durch Verdienst erworben werden sollte,

vermittelft Familienverbindungen zu erhalten, hat den Adel sinken gemacht.

„Landstände sollen sein, nicht um Rechte einzelner Volksklassen gegen den Thron zu verfechten, sondern den Landesherrn durch vielseitige Kenntniß, Erfahrung und Ansicht, in der Gesetzgebung zur Verbesserung des gemeinen Wohls zu unterstützen. Daher können Geburt und Vermögen am wenigsten ein Recht auf Sitz und Stimme in Ständeversammlungen geben, wenn der Fürst nicht das Wesentliche über das Zufällige verlieren soll. Die Ehre des Vorgezogenwerdens folgt in der ganzen Welt dem Verdienst von selbst. Wenn aber, während Verdienst und Tugend des Vaters kein Erbgut sind, Ehre und Vorzug denen erblich zum Lohn gegeben werden, die das Verdienst nie hatten: verspottet der Gesetzgeber den gesunden Menschenverstand an seiner eigenen Person. Die höhern Aemter im Staat und Heer verlangen überlegene Einsicht und Kraft. Wird der Fürst verfassungsmäßig gezwungen, sie nicht, frei aus Allen wählend, dieser Geistesüberlegenheit, sondern einer bestimmten Anzahl Familien als ausschließliches Recht derselben, zu ertheilen: so geht die Monarchie in Aristokratie unter, und nicht die Weisheit des Fürsten, sondern das Spiel des Zufalls entscheidet Wohl und Weh seines Reichs. Steuerfreiheit oder mäßigere Besteuerung der adelichen Güter ist nicht allein Ungerechtigkeit gegen die übrigen Unterthanen, welche dem Throne doch nicht geringere Dienste leisten, als der Adel, sondern sie ist Schwächung der Staatskraft und wirkliche Beeinträchtigung des öffentlichen Schatzes.“

Mit diesen und ähnlichen Gründen bestritten sich die Verfechter und Gegner der Adelsvorrechte in Deutschland. Preußens Rheinländer zogen nicht vergebens Napoleons Gesetzbuch dem preussischen Landrecht vor, in welchem lektorn der Adel noch als erster Stand des Staats erscheint. Die Gesetzgebung war, wie andere Wissen-

schaft, in neuern Zeiten fortgeschritten, und die Nationen hatten die Wohlthat dieser Fortschritte empfunden.

13. Das Benehmen der Höfe im Streit über des Adels Werth.

Während dieser Gedankenkrieg mit großem Aufwand von Scharfsinn und Wiß und mit allen Kunstgriffen der Beredsamkeit geführt ward, nicht, als hätte das Landesoberhaupt, sondern unmittelbar das Volk den schweren Rechtsstreit zu entscheiden, war die ruhige Haltung der Fürsten dabei beachtungswerth. Mit weiser Mäßigung, und mehr durch That, als Wort, — nicht plötzlich, sondern wie der Tag die Gelegenheit darbot, entschieden sie den alten Hader. In der That konnte bei demselben Keiner im Lande, nicht Bürgerlicher, nicht Adlicher, so unparteiisch sein, als der Fürst selbst, weil er über beide und den Gegenstand der Streitsache erhaben stand.

Unmäßige Forderungen der Parteien verachtend, weil damit gegenseitig das Gute jedes Theils vernichtet worden wäre, bewiesen mehrere Fürsten Deutschlands, daß ihnen nicht gelegen sei, weder den einen, noch den andern Stand als Stiefsohn des Staats zu behandeln. Nicht sowohl durch gesetzliche Bestimmungen, als durch bisherige Gewohnheiten, behielt der Adel an den Höfen sein früher genossenes Ansehen. Hin und wieder, wo er früher den Besitz gehabt, wurden ihm Patrimonialgerichtsbarkeit und besonderer Gerichtsstand gelassen, oder Majorate zu stiften gestattet. Denn nicht Alles wollte und konnte man, ohne Härte, jenen Familien entreißen, die einst erhaben über den Bürgern, jetzt mit diesen, der That nach, schon auf gleicher Linie standen. Das Geschehnde schien gleichsam nur von der Natur der Verhältnisse geboten. Und wenn Manches, was noch den Adelsgeschlechtern

verblieb, vor der Strenge staatsrechtlicher oder staatswirthschaftlicher Grundsätze nicht ganz gerechtfertigt werden konnte, suchte es in der Macht vorhandener Umstände Entschuldigung. Denn unter und mit diesen edeln Geschlechtern waren die Fürsten erwachsen; sie kannten deren Namen und Verhältnisse besser, als jener Würdigen des Bürgerstandes, und an die wohlbekannten Namen knüpften sich manche Erinnerungen von der Freundschaft ihrer eigenen Alvordern mit den Vätern jener Geschlechter. Doch weit entfernt, eines, wenn auch angenehmen Vorurtheils wegen, die Gefühle ihres Herzens zu beschränken, zogen sie auch die Söhne des Bürgerstandes an ihren Hof, in ihren Umgang und in die wichtigsten Geschäfte des Staats. Sie erhoben diese in den Stand der Edeln, Freiherren und Grafen, nicht um sich selbst über deren Herkunft zu täuschen (vielmehr beurkundeten sie damit, daß bloße Abstammung keinen vollgültigen Titel auf ihre Freundschaft gebe), sondern um sie an Würde den übrigen Genossen ihres Umgangs gleich zu stellen, und den bisher an europäischen Höfen gegoltenen Begriffen von persönlichem Rang, zumal bei diplomatischem Verkehr, Genüge zu thun. Denn wie in allen, auch den untersten Ständen, gewisse Formen des Anständigen im Umgang oder Geschäftswesen berücksichtigt werden, so dürfen sie auch von Höfen gegen Höfe nicht wohl vernachlässigt sein.

Inzwischen auf diese Weise dem Verdienstvollen aus bürgerlichem Stande — in mehrern deutschen Staaten gesetzlich sogar — das Recht und der Weg zu allen und den höchsten Staatsämtern geöffnet ward, der vormals fast ausschließlich nur dem Adel zustand: wurden den Edelleuten jene kleinen Vorzüge gewährt, welche, ohne empfindlichen Nachtheil für das öffentliche Wohl, eben so sehr dienten, die bisherigen Glieder des Adelsstandes anzuspornen, ihrer Verhältnisse jederzeit würdig zu handeln, als hinwieder die Söhne des Bürgerstandes zu reizen, durch aus-

gezeichnetes Verdienst um Thron und Staat in jene Verhältnisse einzutreten. Montesquieu hatte tief aus Erfahrung und Leben der Monarchien den Grundsatz gehoben, daß in Monarchien es die Ehre sei, welche, wie in Republiken die strenge Bürgertugend, der allgemeine Hebel des öffentlichen Wesens bleibe.

Die alten, dem Staate eben so nachtheiligen, als das Menschengeschlecht entweihenden Befugnisse der Adelschaft verschwanden dabei hin und wieder von selbst. Die Fürsten kannten ihren und des Landes Vortheil zu wohl, als daß sie Personen oder Güter des Adels vom Mittragen der öffentlichen Lasten hätten entbinden, und diese auf die Schulter der untern Volksstände allein wälzen sollen. Denn diese ist die allesernährende Klasse; sie darf am wenigsten entkräftet werden. Sie ist der Fuß des Staatskörpers, ohne welchen er nicht stehen, geschweige kraftvoll einherschreiten kann. Und man weiß, als der Adel von Neupommern nicht Bedenken trug, die Wiederherstellung der Leibeigenschaft in jenen deutschen Gegenden zu begehren, wo sie Gustav Adolph IV., König von Schweden, einst aufgehoben hatte, wie ernst und entschlossen König Friedrich Wilhelm III. von Preußen solches Verlangen (Juni 1816) zurückwies.

Dagegen hatte aber der Wiener Kongreß auf schonende Weise den künftigen Rechtszustand der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände festgestellt. Diese, durch die Gewalt des Eroberers von Deutschland ihrer Landesherrlichkeit verlustig, hatten damit nicht ihren Landesbesitz, nicht ihre angestammten Ehren verloren. Und diese wurden ihnen mit Gerechtigkeitsliebe aufrecht erhalten. Weniger konnten die Monarchen kaum thun, ohne Mitschuldige an Napoleons Gewaltverfügungen zu werden; mehr konnten sie kaum leisten, ohne, mit Zerreißung aller seitdem entsprungenen Veränderungen, Deutschland in neue Verwirrungen zu stürzen. Was geschehen ist und geschieht, gerechten Sinnes zu würdigen, muß der Wille des Menschen,

nicht nur unter dem höchsten Gebot seiner sittlichen Natur, sondern auch unter dem Gebot des Schicksals und der Zeit beachtet werden.

14. Wachsende Gährung der Gemüther. — Klagen des deutschen Gewerb- und Handelsstandes. — Theuerung. — Religiöse Schwärmerei. — Kirchliche Besorgnisse.

Es ist kaum zu bezweifeln, die Mehrheit des gesammten Deutschlands würde Beifall geseuchzt haben, wenn den Fürsten gefallen hätte, diejenigen billigen Grundsätze feierlich zu proklamiren, durch welche ihrer viele bisher geleitet gewesen waren, und die sie zum Theil in einzelnen Verfügungen offenbart hatten. Aber ihre einzelnen Thaten, oft diejenigen, welche am entscheidendsten für ihren unbefangenen Sinn oder für die Gleichmäßigkeit ihrer Liebe für alle Stände und deren staatsbürgerliche Rechte sprachen, wurden nicht allgemein bekannt. Daher blieb Unruhe in den Meisten zurück und Furcht aller Parteien vor den vielleicht steigenden Anmaßungen ihrer Gegner.

Zu dieser Furcht standen viele andere Besorgnisse der Menge, aufgeregt durch wohl- oder übelgedeutete Erscheinungen des Tages, oder durch Fortdauer eigener Noth. Noch war in allen Deutschen die Nachwirkung jenes Schreckens mächtig, welchen Frankreichs Verheerungen verbreitet hatten; und immer noch sah man für jede Zukunft keinen stärkern Widerstand angeordnet und keine engere kriegerische Vereinigung Aller gegen das Ausland gerüstet. Obwohl die Gefahr auch offenbar noch nicht von irgend einer Seite drohend war, quälte man sich dennoch mit der Möglichkeit ihrer unvermutheten Wiedererscheinung. Tadelte Niemand den Unglücklichen, welcher durch ein Erdbeben seine Aecker, seine Hütte, seine Blutsfreunde verschlungen sah, wenn er bei jedem fremdartigen

Geräusch, als vor Rückkehr einer Begebenheit schaudert, die man in Jahrhunderten kaum einmal zu erleben pflegt. Zuviel hatten die Unterthanen getragen und geduldet, als daß ihnen die Verbindung der Fürsten, solchen Uebeln künftig groß abzuwehren, nicht hätte von allen wichtigen Angelegenheiten die wichtigste scheinen sollen. — Von der andern Seite schmerzte es diejenigen, welche zur Vertheidigung des Thrones und des gemeinsamen Vaterlandes, in schweren Zeiten der Entscheidung, die Waffen genommen hatten, wenn sie nun zuweilen ihre wirklichen Verdienste, oder ihren guten Willen, allzuwenig anerkannt sahen, wohl gar auch Spott leiden, oder hören mußten, sie hätten zur Rettung des Ganzen eigentlich nichts beigetragen; oder wenn ihnen, wie in Kurhessen, aus unenthüllten Ursachen, sogar verboten ward (Jänner 1816), das Ehrenkleid des Landwehrmannes öffentlich zu tragen, in dem sie einst bereit gestanden waren, für ihren Landesfürsten Leib und Leben zu wagen. Solches schlug die stolze Freude vieler Tausende nieder, die — hätte sich in solchen Augenblicken neue Gefahr von außen her angekündigt — vielleicht schwerlich zu ehervoriger Begeisterung erweckt worden wären.

Vom wiederhergestellten Weltfrieden hatte der deutsche Landmann, Handwerker und Gewerbsstand fröhliche Wiederkunft verheißvoller Zeiten, reges Ausblühen des zertretenen Wohlstandes und Nachlaß der drückenden Steuern erwartet. Er fand seine Hoffnungen von Jahr zu Jahr fast aller Orten getäuscht. Die Auflagen wurden in den wenigsten Gegenden vermindert, und konnten es nicht, weil die öffentlichen Bedürfnisse nicht vermindert, und weil, gleich den Privatpersonen, auch die Staaten mit schweren Schulden aus der bösen Zeit hervorgetreten waren. Aber der einzelne Hausvater, unvertraut mit dem, was den Staat drückte, fühlte nur seine eigene Beschwerde; und die Abgaben schienen ihm

härter, weil er überall nicht mehr die vorige Kraft besaß, sie zu erschwingen.

Denn auch die Gewerbe stockten fort und fort, und konnten die alte Höhe nicht wieder erreichen, weil England indessen Meister des Welthandels geworden war, die Marktplätze bestellte und die Preise der Waaren vorschrieb. England hatte während der Versperrung des Festlandes gelernt, sich des größten Theils der europäischen Waaren, Europa aber nicht, sich der fremden Bedürfnisse zu entschlagen. Frankreichs Heere waren mit Waffen zu besiegen gewesen, aber Großbritanniens Uebergewalt, auf den Säulen ost- und westindischen Handels beruhend, stand dem Muth europäischer Krieger unantastbar. Nun alle Länder unsers Welttheils mehr oder weniger dem britischen Kunstfleiß zinsbar geworden, ließ sich ohne Mühe das fortwährende Minderwerden des baaren Geldes auf dem europäischen Festlande voraus berechnen. Nur Belebung des eigenen innern Gewerb- und Kunstfleißes und Waarenverkehrs konnte allein noch dem fortschreitenden Verfall des allgemeinen Wohlstandes wehren.

Europa dem britischen Handel zu versperren, war unmöglich; das hatten die unausführbaren riesenhaften Entwürfe Napoleons offenbart. Der alte Reichthum unsers Welttheils nimmt ab und kehrt nicht wieder, sprachen die Gewerbleute: bis einst der britische Kolos zerfallen, Meer und Handel frei geworden, und jeder europäische Seehafen unmittelbaren Verkehr mit den Küstenländern Ostens und Amerika's treiben wird. Die Versuche einzelner Staaten, inländische Gewerbe durch Verbote oder Erschwerungen der Einfuhr ausländischer Waaren zu befördern, droht das Uebel, dem man entgegenarbeitet, zu vergrößern. Denn was Einigen zu stat- ten kommt, schadet der Mehrheit. Zölle, Mauthen und Verbote in einem Lande erzwingen Aufstellung derselben im andern, und lähmen gegenseitigen Umsatz der Kunst- oder Naturerzeugnisse.

Ohne eigenes Verderben können sich kleine oder mittelmäßig große Staaten nicht isoliren.

Das fühlten auch Deutschlands Fürsten. Daher hatten sie in ihrem Bundesvertrag, als einen der wichtigsten und dringendsten Gegenstände, Handel und Verkehr im Innern Deutschlands, den Berathungen der Bundesversammlung vorgezeichnet. Aber Schwierigkeiten, in der verschiedenen Natur der verschiedenen Staaten gegründet, hinderten das Erscheinen von Verbesserungen, so schnell als der bedrängte Gewerbs- und Handelsstand mit Sehnsucht sie verlangte. Deswegen traten einzelne, traten mehrere Gewerbs- und Kaufherren berathend zusammen, aus einzelnen Orten, aus mehrern Staaten, auf den Messen und Märkten: wie der furchtbaren Zerstörung des deutschen Handels abzuhelpen sei? Allen schien das einfachste Mittel: Vereinigung der deutschen Fürsten, um gesammte Zölle und Mauthen im Innern Deutschlands zwischen Bundesstaaten und Bundesstaaten aufzuheben, und rings um Germanien gegen die Fremde zu verlegen. So werde, sprachen sie, der Verkehr des Innern entfesselt; das Ausland hingegen gezwungen, entweder billige Handelsverträge einzugehen, oder mit Waaren entfernt zu bleiben, welche Deutschland selber liefern könnte; die inländischen Gewerbschaften würden sich, bei vergrößertem Absatz, den keine fremde Einfuhr nebenbuhlerisch zu Grunde richtete, schneller vervollkommen, emporheben, und mit der Dauer erstärken; unermessliche Summen, jetzt der Fremde entrichtet, würden im Vaterlande zurückbleiben; wohlthuend würde das Blühen des Handels auf den Preis aller Kunst- und Naturerzeugnisse Deutschlands, mithin auch auf den wachsenden Werth der Grundstücke zurückwirken, während die Fürsten, was sie an Binnenzöllen, Stapelrechten u. s. w. für den Staatsschatz verlorén, von den allgemeinen bundesgenössischen Grenzzöllen wieder gewönnen.

Wie hell nun auch die Ausführbarkeit dieses großen Werks durch die Einfalt der dazu empfohlenen Mittel einleuchtete, so unerwartet mächtige Hindernisse wälzte die Wirklichkeit entgegen. — Nicht heut erst, längst schon hatte man den Nachtheil der zahllosen Land- und Wasserzölle im Innern Deutschlands für den Handel empfunden. Es ließ sich nachweisen, daß die Waaren entfernter Indien, oder der Briten, Niederländer und Franzosen oft weniger mit Abgaben beschwert waren, als die eigenen Naturerzeugnisse deutschen Bodens, von einem bundesverwandten Lande zum andern geführt. Mehr denn einmal war daran erinnert worden; und dennoch hatten sich noch nie auch nur zwei Staaten von einiger Bedeutung vereinigen können, die Hemmungen des Waarenverkehrs in ihrem Länderumfang zu beseitigen, und dafür einen gemeinschaftlichen Grenzzoll aufzustellen. Die Ursache davon lag schwerlich in der Gleichgültigkeit der Fürsten gegen den sinkenden Wohlstand ihrer Unterthanen, auch wohl nicht in der Unkunde ihrer ersten Staatsdiener mit dem, was Noth sei, sondern weit mehr in der Art und Zahl und Größe von Schwierigkeiten, welche die Männer vom Fach nicht zu überwinden wußten.

„Und diese Schwierigkeiten sind, sprachen Geschäftsmänner, jetzt noch nicht gewichen; vielmehr haben sie hin und wieder ihre Stärke verdoppelt. Wäre Deutschland ein einziger Staat, so würde er ein einziges Handelsinteresse haben können. Dies ist nicht der Fall. Es bestehen hier mehr, denn dreißig von einander unabhängige, souveräne Stände, mit eben so vielfältig verschiedenen Interessen. Oesterreich hat ganz andere Bedürfnisse zum Glanz seines Handels und Wohlstandes, als Preußen; Bayern andere, als Hessen. Nicht Willkür, sondern Lage und Natur des Landes und Eigenthümlichkeit der Bewohner zeichnet die Zahl der Bedürfnisse und ihre vortheilhafteste Befriedigung vor. Was dort wohlthun kann, bringt hier Verderben. Jeder

Fürst aber sorget zuerst für sein eigenes Land, und nicht, mit Vergessung desselben, für das Allgemeine. — Daher würde es nicht schwerer sein, Portugal, Spanien und Frankreich zu einem gemeinsamen Handelsstaat, mit einerlei Mauth- und Zolllinie umgürtet, mit voller Freiheit des Verkehrs in ihrem Innern zu machen, als eben so viele von den größern Staaten Deutschlands. — Gesezt aber, die Landesherren wollten oder könnten die besondern Interessen ihrer Völkerschaften, zum Vortheil des Allgemeinen, vergessen: so würde die Umschaffung Deutschlands in ein einziges Handelsreich nicht nur die Auflösung aller besondern Verträge der einzelnen Mächte mit auswärtigen, rücksichtlich bisher stattgefundener Handelsverhältnisse, und die Schließung neuer Uebereinkünfte zur Folge haben oder voraussetzen müssen, sondern auch in mehreren deutschen Ländern eine große, wo nicht gänzliche Verwandlung des gesammten Staatshaushaltes unvermeidlich eintreten. Denn der Ertrag der Mauthen und Zölle, welcher bis dahin vieler Orten eine achtbare Summe der öffentlichen Einkünfte bildete, würde durch eine andere Abgabenart ersetzt werden müssen, weil noch ungewiß, ja unwahrscheinlich wäre, daß dasjenige für die verlorenen Binnenzölle Ersatz leisten würde, was die um Deutschland gezogene Mauth- und Zollkette in die Kasse so vieler einzelnen Staaten abwürfe. Welche Abgaben aber wären, als genügende Stellvertreter, in Zeiten zu erfinden, in welchen durch Kriege so vieler Jahre und durch so langes Stocken der Gewerbe die Mehrheit der Unterthanen nur zu sehr erschöpft liegt?"

Wenn schon solche und ähnliche Betrachtungen den Muth des deutschen Handels- und Gewerbsstandes niederschlugen, gab man doch nicht die Hoffnung des möglichen Bessern auf. Hunderte, Tausende aus den entgegengesetztesten Gegenden Deutschlands, Fabrikanten, Manufakturisten, Kaufleute aller Art vereinigten sich

durch Unterschriften, die Hilfe der Bundesversammlung anzuflehen. „Denn, wie ungeheuer auch alle Hindernisse scheinen mögen, welche der Wiederaufrichtung deutschen Gewerbs- und Kunstfleißes entgegenwirken wollen, weit ungeheurer noch werde, wenn man nicht rette, die öffentliche Noth werden. Es gibt für das öffentliche Heil kein Hinderniß, daß es nicht, sprachen sie, durch kluge Entschlossenheit besiegt werden könnte. Diejenigen deutschen Staaten, welche heute zum Gemeinbesten ein Opfer verweigern, werden binnen wenigen Jahrzehnden ein viel größeres wirklich dargebracht haben, aber nicht zu ihrem Vortheil, sondern ihrem Verderben. Denn die Millionen Goldes und Silbers, welche alljährlich von Deutschland in fremde Weltgegenden ausströmen, kehren nie wieder. Von Jahr zu Jahr muß ein allgemeines Verarmen empfindlicher werden, und von den untern Ständen des Volks gegen die obern zurückwirken. Mit der Abnahme des Landesreichthums müssen die Grundstücke im Preise sinken, die Einkünfte des Staats abnehmen, die Menschen auswandern, andere Vaterlande zu suchen, weil sie in den ersten Heimaten nicht genug gewinnen können, um sich, ihren Familien und dem Staate zugleich zu genügen.“

Wirklich sah man, auch nach hergestellter Befreiung Deutschlands und wiedergekehrter Ruhe, von Jahr zu Jahr erneuerte Züge der Unglücklichen, welche nicht Uebervölkerung so sehr, sondern theils Unzufriedenheit mit dem öffentlichen Zustand der Dinge, theils Begierde, in andern Welttheilen ein glänzenderes Glück zu finden, theils verführerische Gewalt des Beispiels, theils, und mehr noch, Unmöglichkeit, sich ferner mit Ehren zu erhalten, aus dem Vaterlande vertrieb. Sie gingen zu Tausenden nach den minderbevölkerten Landstrichen Rußlands; zu Tausenden über das Weltmeer in die amerikanische Freiheit. Aus keinen andern Reichen Europas so viele, als aus Deutschland, aus Frankreich, aus

England und der Schweiz. Aus Frankreich wegen Unvereinbarung ihrer Grundsätze mit denen, welche daselbst durch Wiederaufrichtung des Bourbonischen Throns gültig geworden waren; aus England wegen Mangel des Verdienstes neben den Arbeiten der Maschinen, die den Fleiß unzähliger Menschen überflüssig machten; aus der Schweiz wegen zunehmender Verarmung unter dem Stillstand vormal's blühender Gewerbe.

Zu so mancherlei Ungemach gesellte jetzt die Natur noch ihre Schrecken. Die regnerische, kalte Witterung einiger hinter einander folgenden Jahre und der daraus entspringende Mißwachs der Feldfrüchte, bewirkte allgemeine Theurung der ersten Lebensbedürfnisse, in manchen Gegenden Hungersnoth. Weit mehr, als der Landmann, waren die Bewohner der Städte, als Kapitalisten, Handwerker und Tagelöhner, zu beklagen; jene blieben ohne Zins, diese, beim Mangel des Verdienstes, ohne Mittel zur Herbeschaffung der ersten Nothwendigkeiten. Zahllose Haushaltungen versanken in Schulden. Die Fürsten waren nicht reich genug, so vielem Uebel zu steuern. Sie verordneten, nur besorgt um die eigenen Unterthanen, Getreidesperren gegen die Unterthanen verbündeter Staaten, und so, alles sich nur auf sich selbst beschränkend, mußte das Elend vergrößert werden.

Jene Jahre der Theurung (1816 und 1817) hatten auf die Stimmung der deutschen Völkerschaften mächtigen Einfluß. Die Unzufriedenheit mehrte sich. Jede Abgabe ward beschwerlicher. Man zählte die Kornwucherer. Man suchte sie unter den Reichen und Großen. Man klagte über die Beamten. Man schrieb den Mangel des Unentbehrlichsten weniger der Ungunst der Witterungen, die man kannte, als den Maßnahmen der Regierungen zu, deren beschränkte Hilfsmittel und deren Verlegenheiten man nicht immer kannte. Das ist gemeinlich des großen Hausens Weise,

daß er, im Gefühl eines Schmerzes, seinen Zorn am liebsten gegen das ausläßt, was näher und erreichbarer steht.

Schlechte Nahrungsmittel, Vangigkeit um Gegenwart und Zukunft, verzehrten Muth und Zuversicht der Einen; tägliches Hören der Klagen erschütterte das Gemüth der Andern. Es verbreitete sich düsteres Wesen, welches, zumal in untern Volksklassen, gern religiösen Schwärmereien geneigt macht. Da zogen Propheten durchs Land und erschreckten mit Weissagungen den Aberglauben der Menge. Da vernahm man von Bußreden der umherwandellenden Priesterin Krudener; da von den neuen Offenbarungen Böschels, von der blutdürstigen Frömmigkeit seiner Befenner; da von Andachtsübungen des Häckerlingschneiders Kloos in Sachsen, und Andern mehr.

Seltfam klang dies mystisch-religiöse Wesen der niedern Volksstände mit demjenigen zusammen, welches zugleich in gebildeten Ständen durch angenommenen Ton neuerer Dichter und Schriftsteller herrschend zu werden begonnen hatte. In der That auch waren die vergangenen schicksalsvollen Zeiten geeignet gewesen, das Gemüth von der Hinfälligkeit und Leidensfülle des Irdischen zur Liebe des Ewigen hinzuleiten. Also neigten sich Gebildete und Ungebildete mit einerlei Inbrunst, wenn gleich in verschiedenen Richtungen, himmlischen Dingen zu.

Die fromme Stimmung des protestantischen Deutschlands ward durch die dritte Jahrhundertfeier der Kirchenreformation (1817) noch mehr erhöht.

Während hier sich mehrerer Orten die lange geschiedenen Kirchen Zwingli's und Luthers mit heiliger Nührung versöhnten, drohten Spaltungen unter den katholischen Glaubensgenossen aufzugehen, indem man Papstthum und katholische Kirche, oder Glauben und römische Kurie strenger von einander zu scheiden versuchte. Die Wiederauferstehung der Jesuiten in

Italien; das Erscheinen der Inquisition in Spanien; die Zerreißung des alten deutschen Bisthums Konstanz und Nichtwiederbesetzung des erledigten Stuhles desselben; der neuerworbene unmittelbare Einfluß des römischen Hofes durch Nuntiatur und Generalvikariat auf die katholische Schweiz; die unwürdige Behandlung Wessenbergs, eines hochgeachteten deutschen Prälaten, der seine Unschuld vergebens in Rom darzuthun strebte; das der römischen Unterhandlungskunst gelungene Konkordat mit Frankreich (1817), wodurch die lange behaupteten Freiheiten der gallikanischen Kirche erschüttert waren; ein noch größerer Sieg des heiligen Stuhls durch das Konkordat mit Neapel (Februar 1818); die Vortheile des römischen Hofes im Konkordat mit Bayern — alle diese und andere Erscheinungen verkündeten die verdoppelte Thätigkeit der päpstlichen Kurie. Dieser schien daran gelegen, den günstigen Augenblick von mancherlei Verwirrungen, Kriegen und Freuden der großen Höfe zu benutzen, um den Einfluß auf katholische Reiche wieder zu erobern, welcher im achtzehnten Jahrhundert durch staatskluge Monarchen verloren gegangen war. Solches machte viele einsichtsvolle katholische Männer, weltlichen und geistlichen Standes, bedenklich, die, obwohl in Kirche und Glauben eifrig, doch ihre Vaterlande und Fürsten zu sehr liebten, als sie von Neuem in Abhängigkeit von Priesterherrschaft fallen zu sehen. Sie erhoben sich daher entschlossen für deutscher Throne und Bischöfe Recht in kirchlichen Dingen. Es schwiegen die Gegner nicht. In vielen Flugschriften entbrannte darüber Fehde, noch allgemeiner in Gesprächen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wovon, was durch den Druck bekannt ward, nur, wie immer, als einzelnes öffentliches Zeugniß dessen gelten konnte, was einen ganzen Theil des Volkes bewegte.

Der Körper der Staaten, wie der Menschen, ist sein Inneres einmal von einer Krankheit ergriffen, kann nichts in sich aufneh-

men, was nicht schnell mit der Krankheit verwandt und eins würde. Die deutsche Nation war voll Sehnsucht nach einem festen, freien, ihrer würdigen, Zustande. Sie war es, nachdem sie lange unter schwankenden, knechtischen, unwürdigen Verhältnissen das Bitterste erduldet hatte, was eine Nation durch siegerischen Uebermuth erdulden konnte. Daher geschah, daß Alles, was sich ereignen, und den Theil nur, oder das Ganze Deutschlands, berühren mochte, immer in jene allgemein herrschende Stimmung aufgelöst, und wie ein Ereigniß für die Gesamtheit wurde.

Gleichwie jener religiöse, mystische Gemüthston der Menschen von verschiedenartiger Geistesbildung in solchem Grade mit politischen Angelegenheiten verwandt ward, daß Staatsachen, wie heilige Glaubensachen, in frömmster Begeisterung abgehandelt wurden: eben so reizten die Einwirkungen der römischen Kurie hinwieder allgemeine Empfindlichkeit einander entgegenstehender politischer Parteien. Katholik oder Protestant, Beides ward hier einerlei; die Religion schied nicht mehr, sondern die Stellung des Vaterlandes allein beschäftigte die Gemüther. So begab sich, daß Katholiken und Protestanten mit gleicher Erbitterung das Eindringen römischen Einflusses in die deutsche Welt anfochten, und von der andern Seite dagegen nicht Katholiken allein, sondern auch Protestanten die Rechtsame des Papstes in alten Ehren mit Leidenschaft vertheidigten.

„Das ist“, sagten die Lektorn, „das ist das Elend unsers Vaterlandes, daß der leichtsinnige Geist Frankreichs, der schon vor den Siegen der französischen Waffen unsere Höfe, unsere Gelehrten beherrschte, noch nicht vertrieben ist. Und darum können wir nicht genesen. Es muß das Alte, wie es die Väter gehabt, in seiner vollen Stärke wieder unter uns aufgerichtet werden, oder wir erleben blutige Revolutionen. Darum gebet dem Thron, dem Adel, und dem Priesterthume die Rechte zurück, die ihnen gebühren.“

Geistliche und weltliche Hoheit, beide gleich nothwendig, werden ewig geschieden und doch sich gegenseitig unterstützend bleiben müssen. Als man einen dieser Grundpfeiler der sittlichen Welt niederriß, drohte der andere den Nachsturz; in Frankreich geschah er. Der katholische Gottesdienst bedarf, zur Erhaltung seiner Majestät, größern Aufwandes, als die Einfachheit des evangelischen; und Einheit ist die Grundlage der katholischen Kirche, ohne welche auch die Einheit des Glaubens zerfallen würde. Wollet ihr Beide, so müßet ihr auch die der Kirche entzogenen Güter und Rechte hergestellt, so müßet ihr auch den Bestand der Hierarchie, so müßet ihr auch das ehedrige Ansehen des heiligen Vaters unter den Gläubigen wollen. Dies Ansehen kann bei den Völkern nur durch den unmittelbaren Einfluß seiner Rechte in kirchlichen Angelegenheiten, durch Ernennungen, Weihen, Dispensen u. s. w., durch die Ehrfurcht der Monarchen selbst vor diesen Rechten, emporgehalten oder in Erinnerung gebracht werden. Lasset ihr dem Papste aber von seiner Würde und kirchlichen Gewalt nichts, als den Namen: so wird er, den die Völker nie sehen, nie hören, bald wie ein Fremdling im katholischen Europa vergessen stehen; so wird sein Wort und Warnen ohne Macht verschallen, und die Kirche und der Glaube, ohne höchsten Schutz, Verwandlungen von der Willkür des Zeitgeistes unverweigerlich annehmen müssen. Das ist's, vor dem mit Recht der katholische Christ zittert! Diese Verwandlungen — zu viel derselben haben wir schon erfahren — was haben sie der Glückseligkeit der Welt gefrommt? Nun die Andachtsstätten der Klöster verübelt wurden: ist das Volk denn frommer geworden, seit es nicht mehr den Anblick jener frommen Beter genoß, welche das Beispiel der Weltverläugnung und Gottgeweiheit täglich erneuten? Nun die Güter der Abteien und Kirchen verschleudert sind: hat sich denn der Wohlstand der Nationen vermehrt? Nun der Unterricht der Jugend den Mönchen

entzogen ist: habet ihr denn seitdem zufriednere, ehrerbietigere Unterthanen? — Und was verlangen wir denn? was der Papst? Nichts, als was die Fürsten selbst wollen, und verkünden, das sein soll, — jedem sein ehedoriges Recht!“

Diesem entgegneten die Andern: „Ja, die Unterthanen sind, seit der Jugendunterricht den Klösterlingen entzogen ward, ihren Landesherren inniger ergeben geworden, denn sie haben aufgehört zwischen zweierlei Autoritäten zu schwanken, von denen die geistliche unablässig nach Uebergewicht trachtete. — Ja, die Nationen sind reicher geworden, seit der todten Hand unermessliches Gut genommen und in die lebendige Hand gelegt ward, durch welche nun, was vieljähriger Krieg verödete, unendlich leichter aufgebauet wird. Sehet in Spanien das erschreckliche Gegentheil. — Ja, das Volk ist frömmere geworden, seit es nicht mehr Aergerniß am Leben der fetten Abteien nahm, sondern vielmehr durch fromme Weltgeistliche stärker zur Heiligung des Gemüths, als zur Werkheiligkeit angeleitet ward. — Auch unsere Fürsten wollen, auch wir wollen, daß Jedem sein Recht werde; aber nicht das durch Mißbrauch und Willküren angemastete, dem Stande der Souveräne und Völker widerspenstige Recht, sondern das allein wahre und altgestiftete. Und also gelte und bleibe auch für den römischen Stuhl dasjenige Recht, was ihm, in Bezug auf deutsche Kirche, durch Satzungen der Konzilien und Kirchenväter bestimmt worden ist; nicht dasjenige, wodurch deutschen Bischöfen der edelste Theil ihrer Befugnisse, den Fürsten die Vollgewalt in außerkirchlichen Angelegenheiten der Geistlichkeit, offenbar oder geheimerweise, entzogen, und in Rom konzentriert worden war; nicht dasjenige, wodurch Nationen abermals in die alte Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens zurückgeführt, und von Jahr zu Jahr Sparpfennige ihres Fleißes in den Schatz der apostolischen Kammer

abgeholt werden. Auch unsere Fürsten, auch wir wollen die Einheit der katholischen Kirche, deren sichtbares Oberhaupt der heilige Vater ist. Aber die Rechtsame der Staaten beeinträchtigen wahrlich die Einheit der Kirche nicht. Oder haben denn die Freiheiten der gallikanischen Kirche, welche Jahrhunderte lang, selbst mit Einverständnis der Päpste, bestanden, haben sie der kirchlichen Einheit geschadet? — Und nie sind die Anforderungen Roms überhaupt unzeitiger gewesen, als in unsern Tagen. Denn, nachdem durch zwanzigjährige Kriege die fürstlichen Rassen geleert, die landesherrlichen Einkünfte geschwächt, Vermögen und Wohlstand der Unterthanen im Verfall sind, sollen wir nun Mönche pflegen, Klöster bauen oder ausstatten, und wieder gen Italien zinsbar werden.“

15. Rückblick auf den Gang der Ereignisse, des Volksinnes und der Parteien. Die Feier auf der Wartburg.

Es bedarf nur einer mäßigen Gabe Scharfsinnes, um in den großen Gemüthsbewegungen der deutschen Völkerschaften und in ihren unruhigen Bestrebungen das, was zur Hervorbringung derselben wesentlich und unverhinderbar beitrug, von dem zu unterscheiden, was zufällig mitwirkte.

Diejenigen, welche behaupten wollten: das Volk selbst begehre von Allem nichts, was man vorgebe, es sei mit seinen häuslichen und staatsbürgerlichen Rechten und Verhältnissen gar wohl zufrieden, — führten sich oder Andere in gefahrbringenden Irrthum, indem sie der Mehrheit ihrer Mitmenschen geradezu Empfindung und Urtheil ablängneten.

Man denke sich eine Nation, wenn nicht die deutsche, eine andere, die lange erst ruhige Zuschauerin fremder Revolutionen, dann vom alleszermalmenden Sturme selbst ergriffen, bis ins

Innerste zerstoßen, ihrer alten Throne, Gesetze, Uebungen und Ordnungen, aller ihrer Lebenskleinodien verlustig ward, die oft kein Fürst, am wenigsten der Fremde, sondern das eigene Herz nur kennt; — denke sich diese Nation dann in verzweiflungsvoller Kraft wieder siegreich unter den Fahnen ihrer eigenen Fürsten, und frage sich: ob diese Nation nach schmerzenreichen Erfahrungen von zweimal zehn Jahren über die Quellen des Unglücks, über die Ursachen der Rettung, über die Mittel zur künftigen Sicherheit nichts erkannt, nichts gedacht haben werde? — Man denke sich diese Nation, nach errungener Rettung vertrauensvoll auf ihre Fürsten hinschauend, aber noch Jahre nachher immer im Zustande ängstlicher Zweifelhaftigkeit über ihr künftiges Loos schwebend, von abwechselnden Gerüchten gefoltert, von fortdauernden Opfern, von theuern Zeiten entkräftet, noch von unvernarbten Wunden blutend, und frage sich: ob diese Nation nicht aus vergeßlicher Furcht vor Wiederkunft des alten Gräuels eine zuverlässigere Sicherheit gegen die Waffen der Fremden heischen, — nicht aus Begierde, ihr zerstörtes Gut wieder anzubauen, freiere Hand wünschen, nicht aus Besorgniß, ihre Fürsten könnten von unfundigen Rätthen über den Zustand der Nation, wie wohl sonst schon, getäuscht werden, unmittelbare Verbindung mit den Landesvätern erstehen sollte?

Diejenigen aber irrten nicht minder, welche zwar das Treiben und Sehnen des Volkes keineswegs läugnen wollten, indem solches sich von Haushaltung zu Haushaltung, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, fund genug that; aber welche behaupteten: das selbe sei bloß durch Schriftsteller bewirkt. Nein, das Bedürfniß eines von den nun anders gewordenen Verhältnissen und Zeiten gemäßen Zustandes war eben durch diese anders gewordenen Verhältnisse und Zeiten erschaffen. Das Bedürfniß würde auch laut geworden sein, wenn keine Buchstaben erfunden gewesen

wären. Die Werke der Schriftsteller hatten in der Nation, was diese dunkel empfand, nur ins Licht deutlichen Bewußtseins erhoben.

Aber auch Andere geriethen in Selbstverblendung, welche sich einbildeten, die Masse der Nation sei dem Herzen ihrer Könige ganz und völlig abgestorben; kenne schon gar nicht mehr die alte Liebe und Treue zu den anererbten Fürstenhäusern; wolle nur Auflösung, republikanisches Wesen und stürmische Umwälzung. Nein, die Nation hatte — und sie bewies es bis diesen Tag — von den schönsten ihrer alten Tugenden, die einst Tacitus pries, noch keine eingebüßt; ihren Häuptern zollte sie noch im Glück und Unglück unvernichtbare Treue; oder wo, unter allen germanischen Völkerschaften, ward eine gesehen, die eine unehrerbietige Hand gegen den Thron erhob?

Es mag nicht an Personen gefehlt haben, welche aus eigener Täuschung, oder aus schlauer Absicht, hin und wieder das Schreckbild von Nähe einer Revolution, von Rechten des Volks zu Widerseßlichkeit und Aufruhr sogar an Höfen glaubwürdig zu machen bemüht gewesen sind. Solche Darstellungen konnten wohl um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn dieselben vielleicht sogar übereinstimmende Aussage von Männern entgegengesetzter Grundsätze waren. Aber diese Uebereinstimmung stammte eben nicht so sehr von der Richtigkeit der Thatsache, als davon her, daß die Einen sich bemühten, die Fürsten, durch Vorkaukelung des Schreckbildes, zur schnellern Erfüllung der Volkswünsche, die Andern wieder zur Ergreifung schärferer Maßregeln wider die Volkswünsche und wider Alles zu reizen, was Ansehen und Einfluß der bevorrechteten Stände zu schmälern drohte. Den Absichten Beider galt jede Verirrung eines oder einiger Allzubehaglichen, oder auch schon ein bloßes Lied voller Frevel, statt vollwichtigen Beweises.

Ueberhaupt ist die ungeheure Masse einer Nation, wie dies die

Geschichte aller Länder bezeugt, nie selbstthätige Partei, und kann es nicht sein, weil sie durch die natürliche Liebe der Ruhe, der Gewohnheit, der Eigenthumsfesterheit, durch Scheu vor heftigen Neuerungen und durch millionenfach getrennte Ansichten schwerfällig und gebunden ist. Aber aus dem Schooße der Nation, aus ihren einander widersprechenden Trieben, gehen die Parteien an das Tageslicht. Diese sind nicht immer Wortführer dessen, was die Gesamtheit oder Mehrheit denkt, sondern oft nur dessen, was von den Leidenschaftlichsten gedacht wird. Eben der Ungeßüm der Leidenschaftlichkeit oder Begeisterung reizt sie zum Hervortreten, und verursacht, daß man von den Wünschen der bewegten Nation gewöhnlich nur die überspanntesten erfährt. Daher kommt — wir sahen es in Frankreich —, daß Parteien selten, oder doch nie lange, ihr Ziel erreichten und behaupteten, weil sich die Volksmenge am Ende von deren übertriebenen Forderungen lossagte; daher kommt, daß nie und nirgends zuletzt erfolgt ist, was entgegengesetzte Parteien ertrogen wollten, sondern ein Mittelzustand zwischen Beider unmäßigen Wünschen, innerhalb welchen der eigentliche Wunsch und das wahrhafte Bedürfnis der Nation selbst lag.

Auch in Deutschland waren, wie aus mancherlei unzweideutigen Erscheinungen hell ward, die stürmischen Kundthungen einzelner Sprecher keineswegs der volle Gedanke der Nation. Der Gemeinwunsche des Volkes ließ sich ungleich bestimmter aus der Uebersicht der Schicksale, als aus dem Munde einander widerstreitender Wortführer vernehmen. Aus dem zerstörten und immer mehr vergehenden Wohlstande erwuchs Verlangen nach Erleichterung der Abgaben, nach gleicher Besteuerung alles Vermögens, nach Beseitigung der Privilegien, und nach Befreiung des Handels- und Gewerbestandes von Binnenzöllen und Mauthen. Aus der Furcht vor Wiederkehr erduldeten Schmach und Kriegsnoth stieg das Verlan-

gen nach festern Friedens- und Kriegsvereine der deutschen Mächte gegen die Fremde. Aus der allgemein gewordenen Geistesbildung des Mittelstandes drang der Wunsch nach einer, dem gegenwärtigen Zustande der Nation würdigen, freiern Behandlung; nach gleichen Rechten jedes Staatsbürgers vor dem Gesetz; nach engerer Verbindung des Volks mit dem Landesherrn durch Stellvertretung; nach anständiger Deffentlichkeit dessen, wodurch ein Volk erleuchteter, im Glücke ruhmwürdiger, im Unglücke ehrwürdiger werden kann; nach Pressfreiheit, gemäßigt durchs Gesetz. — Der Erfüllung dieser Wünsche harrete die Nation in Furcht und Hoffnung entgegen, ohne jedoch allzuherbe Verletzung von bestehenden Rechten einzelner ihrer Bestandtheile zu wollen; Alles gegründet durch Gerechtigkeit und Mäßigung.

Rechts und links von der ruhigen Masse des Volks entfernten sich die Außenenden derselben in entgegengesetzten Bestrebungen nach dem Zuviel oder Zuwenig. Auf der einen Seite standen die, welche von bisherigen Einrichtungen, Rechten und Vorzügen nichts fahren lassen, auf der andern die, welche alles Bishergehaltene neugestaltet sehen wollten. Hier ward Aufrechthaltung des Geburtsranges, der Privilegien, der Feudalstände und der strengsten Beschränkung der Buchdruckerpresse gerühmt: dort hinwieder fast demokratische Gleichheit, Einheit der Nation, ungebundene Pressfreiheit. Weil sich auf jener Seite meistens Männer befanden, welche durch Staatsämter oder Geburtsrang, den Höfen näher, durch diese wirksam sein konnten, stützten sich die Wortführer der andern Seite mehr auf Volk und öffentliche Meinung, und trachteten diese zu stärken, und sich durch sie.

Je wichtiger die großen Angelegenheiten waren, um welche gehandelt ward (denn es betraf Glückseligkeit des Volks und die aus ihr entspringende Stärke der Fürsten), um so mehr Bedächtigkeit und Zeit ward vonnöthen, die verworrenen Interessen zu schlichten.

Das Verzögern der landesherrlichen Entscheidungen vermehrte aber die ängstliche Spannung und den Ungestüm der einander bekämpfenden Meinungsparteien. Jeder scheinbare Sieg der einen jagte die andere in Harnisch. So vergaß man zuletzt die einfachsten Grundsätze gegenseitiger Achtung und Billigkeit, und rieth und handelte mit leidenschaftlicher Gereiztheit.

Keiner blieb gleichgültiger Zuschauer dessen, was Alle anging. Wie konnte es die deutsche Jugend bleiben, sie, welche von der Natur regere Empfänglichkeit zum Geschenk hat, und in welcher allezeit Gefühl und Einbildungskraft höher, als vielseitige Erfahrung und besonnenes Urtheil stehen? Jene Jugend, in welcher die Urbilder des Wahren, Gerechten und Göttlichen vom Staub der Wirklichkeit noch unbedeckt glänzen, wie sie der Himmel in erster Reinheit verlieh? Jene Jugend, welche noch nicht Draug und Zwang der bestehenden Ordnung und deren verschränkte Rechte, sondern nur die Zugenbilder des Alterthums kennt? Jene Jugend, die zum Theil eben erst aus den Schlachten für Deutschlands Unabhängigkeit zurückgekehrt war, in welche sie sich mit frommer Lebensverachtung gestürzt hatte?

Die Jünglinge, zum Theil an ihre Hochschulen zurückgekehrt, zum Theil im Begriffe, auf der bürgerlichen Laufbahn die ersten Schritte zu thun, freuten sich des wiedererworbenen Ruhms der Nation, und wünschten ihrem Volke wenigstens so viel gegeben zu sehen, als sie selbst einem feindlichen Volke an Freiheiten und Rechten hatten erkämpfen helfen. Die große Zeit hatte sie ernster gemacht, entzündeter für Alles, was an deutsche Kraft, Größe und Freisinnigkeit mahnte. Daher thaten sie zahlreich unter sich selbst auf den hohen Schulen die altgewohnte, wüste Weise ab; wurden sittiger, fleißiger, frömmere; gefielen sich in der einfachen Tracht des sinnigen Mittelalters und strebten alles Fremdartige zu verbannen, was deutschem Wesen einst nachäfferisch beigelegt

worden war. Indessen hatten weder ihre Worte und Gesänge, noch ihr Rock und Bart, oder die Stiftung ihrer deutschen Burschenschaft, statt zänkerischer Landsmannschaften, Wirkung auf Geist und Gang der gesammten Nation. Man kannte die Jugend. Ihre schöne Schwärmerei trug nichts Verdammliches. Ihr Uebertreiben der Dinge ward mit billiger Nachsicht, als Eigenthümlichkeit ihres Alters, gewürdigt. Nur Zufälle gaben ihrem Sein und Wesen höhere Bedeutung, als noth war.

Die ewig denkwürdige Völkerschlacht und Deutschlands Sieg bei Leipzig hatte den Tag des achtzehnten Oktobers zum heiligen Tag des Volks gemacht. Bei seiner ersten Wiederkehr sah man auf zahllosen Hügeln die Freudenfeuer lodern. Nichts schien geeigneter, den stolzen, muthigen Sinn der Deutschen gegen Wagsstücke fremder Gewalt aufrecht zu halten, als solch ein Festtag des größten Sieges über den größten Eroberer der neuern Zeit.

Allein schon im folgenden, noch mehr im dritten Jahre nach der Schlacht, flammten jene fröhlichen Hochfeuer seltener. Zum Theil hatten die Obrigkeiten diesen Volksjubiläum nicht begünstigt, oder ihn wohl gar an einigen Orten untersagt, weil, bei wachsenden Meinungsgährungen, allgemeine Feste dieser Art leicht Störungen der Ruhe, oder mancherlei Aergerniß veranlassen, oder zu unholder Zeit an Einheit der deutschen Nation und an Stärke des Volks mahnen konnten. Zum Theil war aber auch der Eifer selbst schon lauer geworden, einen Tag zu begehen, dessen goldene Früchte, wie man sie erwartet hatte, unsichtbar geblieben waren, ja wohl nie reif werden zu können drohten.

Schon fing der Kleinmuth an zu vermuthen, daß die Höfe in die alte Sicherheit zurückgesunken sein möchten; daß sie manche zu rasch gegebene Verheißung mit langem Stillschweigen in Vergessenheit stellen wollten; daß selbst die Freimüthigkeit der Tageblätter

hin und wieder beschwerlich falle. Denn wenn auch die rüftige Zensurstrenge im Kurfürstenthume Hessen nicht auffallend schien, hatte doch die, welche in der freien Stadt Frankfurt, unter den Augen der Bundesversammlung, ja vielleicht von einzelnen Gliedern dieser Versammlung selbst hervorgerufen war, desto mehr das Ansehen einer düstern Vorbotin.

Zur Vermehrung beginnenden Mißtrauens wirkte zum Theil auch das Lautwerden mancher in Deutschland sonst geachteten Schriftsteller, welche in allerlei Form Lobredner der ehemaligen staatsbürgerlichen Verhältnisse wurden, oder welche selbst die herrschende Sehnsucht der Menschen unfreundlich verspotteten. Nicht minder wirkte zum Erregen des Argwohns der ruhige, bedächtige Gang, welcher in allen öffentlichen Geschäften wieder Platz nahm. Die Völker waren desselben seit zwanzig schicksalsvollen Jahren, besonders unter der Viel- und Schnellthätigkeit Napoleons, dermaßen entwöhnt, daß ihnen schien, die Regierungen seien eingeschlummert, wenn nicht jede Woche große Verfügungen die allgemeine Neugier befriedigten oder spannten. Nicht von Allen ward erwogen, daß eines einzigen rücksichtslosen Gewaltsherrn Wille rascher fahren könne, als der, die einzelnen Rechte ermessende Ernst vieler verbundenen und mit Schonung handelnden Fürsten; daß auch ächte Staatsweisheit nicht darin liege, den Entwicklungsgesetzen der Natur vorzugreifen, und was ihr zu thun gehört, selbst zu machen, sondern was sich machen wolle, nur mit Vorsicht in das Vorhandene einzuordnen.

Mittlerweile erschien überraschend, allerlei vorlauten Zweifel beschämend, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar. Sie trat edel ins Leben (Februar 1817). Der größere Theil der Deutschen zollte ihren Grundsätzen, wie ihrem fürstlichen Geber, würdiges Lob. Aber nur der kleinste Theil der Nation genoß ihre Wohlthaten. In den meisten übrigen Ländern

wechselten Furcht und Hoffnung für das eigene Loos nur lebendiger. Doch schien das, was der väterliche Karl August seinem Staate verliehen, allen ein verstärkteres Recht zu gewähren, nicht weniger erwarten zu sollen.

Und als in demselben Jahre die evangelischen Kirchen Deutschlands das Fest der Reformation begingen, vereinigten sich auch von vielen Hochschulen mehrere Hundert Jünglinge in jenem glücklichen Staat, auf der Wartburg bei Eisenach, nebst dem Reformationsest wieder den Ehrentag deutscher Nation, den achtzehnten Oktober, zu feiern. Er ward gefeiert mit Andacht, aber zugleich, wie sich erwarten ließ, mit ungehemmtem Wohlgefallen am freien Ausbruche jener Gefühle, welche mehr oder minder lebhaft das Gemüth der meisten Deutschen erwärmten. Zu dem Begeisterten, welches die Bedeutung des Doppelfestes, und der Anblick so vieler Meinungsverwandten auf dieser klassischen Stätte Germaniens zeugen mußte, gesellte sich die muthwillige Freude eines kecken Alters. Da flammte, als Nachbild der That Luthers, der einst die päpstliche Bulle verbrannte, und damit das Zeichen zur Trennung vom römischen Stuhle gab, ein Scheiterhaufen für die Schriften Rohebie's, Schmalzens, Ludwig Hallers und Anderer, welche, wie einst Leo X., dem Geiste des Zeitalters den Fehdehandschuh hingeworfen zu haben, den Ruf hatten.

Die That der Jünglinge, an sich selbst, als unberathener Einfall eines frohen Augenblicks, gewann erst unverdiente Wichtigkeit durch das Geräusch, welches darüber gekränkte Eitelkeit oder allzuängstliche Staatsklugheit erhoben. Es gibt gewisse Handlungen, an sich kein Verbrechen, sondern nur Unart, welche erst durch das, was der widerwärtige Eifer aus ihnen macht, nicht nur Ansehen, sondern Wirkungen wahrhafter Verbrechen empfangen können. Es gibt gewisse Handlungen, deren zweckmäßigste Bestrafung

Vergessenheit ist. Denn Vergessenheit ist Vernichtung des Geschehenen.

Das Getöse über und wider die Wartburgfeier, die Aufmerksamkeit verschiedener Höfe, reizte schmeichelnd den Stolz einer freithliebenden und thatenbegierigen Jugend. Die leichte Frucht des Muthwillens empfing den Glanz des Heldenwerks. Die Seelen der Jünglinge entbrannten heftiger für das Heiligthum ihrer Ideale. Eine vorher stille Liebe ward beim Reiz des Widerstandes zur brausenden, sich jedes Wagstück vermessenden. Nun schollen Reden und Lieder der Freiheit mit ungewogenem Wort in ihren Kreisen lauter, und der Begeisterte dachte an Vollbringung entscheidender Dinge.

16. Erscheinen mehrerer ständischen Verfassungen im südlichen Deutschland.

So begann das Jahr 1818, das Jahr, in welchem die von den verbündeten Mächten zurückgelassenen Besatzungen aus Frankreich in ihre Heimathen zogen. Der Janustempel stand geschlossen. Es war Waffenruhe; aber nie weniger Ruhe der Gemüther, als jetzt, bei den verschiedensten Völkern. In Frankreich Hader wider des alten Adels und seines Anhangs Streben gegen die von der königlichen Charte gewährten Rechte; — in Spanien Mißmuth aus hundert Quellen, unter dem Verlust der allermäßigsten Erwartung bessern Zustandes; Verschwörungen, Aufrühre; — in England stürmischer Andrang der untern Menge zur zeitgemäßen Ausbildung der Verfassung; — selbst in Italien stilles Treiben der Carbonari zur Freiheit, Einheit und Hoheit der vielgetheilten Halbinsel.

So offenbarte sich, nicht in Deutschland nur, sondern in der gesammten größern und schönern Hälfte des Welttheils, unter

Bsch. Ges. Schr. 31. Thl. 5

denjenigen Nationen, deren Geistesbildung festen Fortschritt gethan, beharrliches Treiben, den Zwang vieler dem Alterthum entstammenden Formen zu lösen. Dies gleichzeitige Gähren unter einander fremder, selbst feindseliger Nationen bewies wenigstens, daß allerdings in bisherigen Einrichtungen etwas Unverträgliches mit der Geistesreise neuer Zeit liegen müsse. Lebhaft widersprachen dem zwar alle Jene, deren Gewinn, Recht und Vorzug in bisherigen Staatsformen geblüht hatte. Allein ihr Widerspruch beschwichtigte auch in andern Ländern die Menge nicht; und Gewaltmaßregeln reizten dort die Unterliegenden nur zu gefährlicherm Grimm, oder zur vorsichtign Verbreitung ihrer Ueberzeugungen, um, wenn sich der Tag zeigen würde, stärker wiederzukommen. Beunruhigend ist es, im Hause den schleichenden Schwamm zu wissen, welchen, im Balkenwerk langsam fressend, man wohl tilgen möchte, aber doch nicht, ohne Aufopferung kostbarer Geräthe und Zimmer, vertilgen kann und mag.

Mehrere Fürsten Deutschlands, sowohl von Liebe zu ihren Unterthanen geleitet, deren Bedürfnis sie zum Theil anerkannten, als auch, sich die Gefahr nicht verbergend, welche oft den trifft, der das Nothwendigere zurückstößt, um das Entbehrlichere zu behalten, erfüllten, nach Weimars Vorgang, die Wünsche der Thronigen durch Aufstellung ständischer Verfassungen. Welches Unbequemliche ihnen auch Anfangs wohl das junge Wesen zeigte: es offenbarte ihnen aber zugleich das gesicherte Loos der Gesammtheit; das Wachsthum eigener fürstlicher Stärke durch engeres Einssein mit dem Volke; die höhere Bürgschaft für Ordnung in Staatshaushalt und Landesverwaltung; die Möglichkeit nun, mit bisher entbehrtem freiwilligen Beistand von Millionen, das Wohl des Staats kräftiger emporzubringen.

Koburg, Nassau, Hildburghausen, Bayern und Ba-

den führten in kurzen Zwischenräumen volksvertretende Verfassungen ein, daß fast das gesammte südliche Deutschland sich in staats-
thümlicher Wiedergeburt versüngte. Auch in Württemberg, wie
schwer es immerhin hielt, die Interessen der ältern und neuern
Provinzen mit einander zu vermählen, blieb Hoffnung grün, daß
endlich alle feindseligen Hemmungen des Bessern überwunden wer-
den würden. Denn König Wilhelm selbst wollte seines Volkes
Recht und Freiheit, weil er mit Recht darin seines Thrones Glanz
und Größe sah.

Die Verfassungen erwähnter Staaten Deutschlands wichen in
Form und Inhalt mannigfach aus einander, je nach den eigenthüm-
lichen innern Beschaffenheiten der Völker, oder nach den ver-
schiedenen Ansichten derer, welche den Entwurf der neuen
Ordnungen bearbeitet hatten. In einigen bemerkte man sichtbar
Spuren der Aengstlichkeit vor allzugroßer Stärke einer Ver-
sammlung von Volksabgeordneten. Man hatte denselben die Be-
zugnisse karglicher zugemessen, als vielleicht dringend war; oder
durch Wahlgesetze die Anzahl der Abgeordneten in solchem Grade
beschränkt, daß einem unternehmenden Minister Gewißheit blieb,
sie leicht beherrschen zu können. In andern offenbarte sich
der Zwist dessen, was nöthig war, mit dem, was herkömmlich
galt: Achtung der Volkswünsche im Widerstreit der Achtung für
bisheriges Ansehen und Recht einzelner Stände. Daher Scheidung
der Versammlung in zwei Kammern, daß in der einen der Grund-
satz des Erbrechts oder Geburtsadels, in der andern der Grundsatz
freier Volkswahl sich Gegengewicht halten sollte. Ja, im Groß-
herzogthum Baden eilte, auf Flügeln fast zu später Reue, der
wirklichen Vollziehung der Verfassung, welche (mit Ausnahme der
ehemaligen unmittelbaren Reichsstände) allen Staatsbürgern gleiche
Rechte, wie gleiche Theilnahme an den öffentlichen Lasten gewährt
hatte, noch ein Edikt (16. April 1819) voraus, das auch dem vor-

maß mittelbaren, landfässigen Adel ausschließliche Begünstigungen gegen den Bürgerstand, oder vielmehr gegen das Volksganze gewährte.

Es ließ sich erwarten, daß Tadel, mehr oder minder begründet, allen jenen Staatsverfassungen begegnen werde; aber auch fühlte jeder Unbefangene, daß selbst dem weisesten Tadler nicht gelingen könne, einen über allen Vorwurf erhabenen Verfassungsentwurf ans Licht zu bringen. Der schwierigste Stein des Anstoßes blieb immerdar die Ausöhnung wirklich schon bestandener und darum heiliger Rechte einzelner Theile des Volks mit dem natürlichen, darum ewigen und heiligen Rechte der Volksgesamtheit. Wer an Möglichkeit der Versöhnung durchaus verzweifelte, dem blieb kein Mittel, als die einander widerstrebenden Theile, geschieden in Doppelkammern, und mit Befugnissen aufzustellen, in denen sie einander gleiche Stärke entgegentrugen. In solchem Falle aber verewigte man die Nebenbuhlerei der Kinder einer Familie um den fürstlichen Vaterthron, wodurch früher oder später dem Gemeinwesen Nachtheil erwachsen konnte. Wollte man diese Möglichkeit austilgen, nicht durch revolutionären Gewaltspruch, sondern rechtlich: so blieb kein Weg, als der des Vergleichs unter den Parteien selbst übrig; eines Vergleichs nämlich, in welchem einerseits die Genossen des positiven Rechts das natürliche des Volks beachteten, und das Volk hingegen diejenigen entschädigte, welche zum Wohl des Ganzen aufopfereten. So, mit heiliger Scheu vor jedes Einzelnen anerkanntem Rechte, hatten einst die schweizerischen Eidgenossen ihre Staatsverfassungen ausgebildet; darum bestanden sie. Frankreichs Parteien hingegen hatten vor Jahrzehenden das so geheißene Recht des Stärkern versucht; darum hatten sie eben eine Staatsumwälzung mit dem Gefolge aller daran haftenden Gräuel, und konnten keine dauerhafte Verfassung bauen. Sie gingen von schreckenreicher Ge-

feßlosigkeit (Volksdespotismus) zur furchtbaren Willkür eines Einzigen (Throndespotismus) im Kreise herum.

Als die Ständeversammlungen, besonders im Königreich Bayern, dann im Großherzogthum Baden, wirklich eröffnet wurden, bewies die unglaubliche Theilnahme alles Volks beider Staaten (ja man darf sagen, beinahe aller Deutschen), wie tief der Werth solcher Erscheinungen auf deutschem Boden empfunden sei. Die Verhandlungen des britischen Parlaments, oder der gesetzgebenden Kammern von Paris, welche von jeher die Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, traten fremd vor der Nähe einiger großer Nationalangelegenheiten zurück. Es entfalteten sich die ersten Blüthen einer in Deutschland bisher unbekannten öffentlichen, bürgerlichen Beredsamkeit. In Städten und Dörfern wurden geschehene Vorträge mit Begier gelesen und beurtheilt. Die Interessen des Volks und Thrones schmolzen zusammen in jeder Brust. Die Vaterlandsache war nicht mehr Kabinettsgeheimniß, sondern theure Angelegenheit aller Herzen. — Wie dankbare Blicke richteten die Unterthanen jetzt auf die Landesherren, welche nun wahrhaft mit ihnen waren, und Allen enger verwandt, denn jemals! Der allgemeine, oft stürmische Jubel erschreckte nur die, denen solche Erscheinung noch unerhört gewesen war.

Ob sich gleich einerseits in den ersten Schritten der Ständeversammlung zuweilen durch die Neuheit der Stellung verschuldete Unbehilflichkeit sichtbar machte; — obgleich anderseits freimüthige Aeußerungen, schonungslose Entblößungen mancher sonst kaum bemerkten Schwächen öffentlicher Verwaltung das Ehrgefühl der Betroffenen verwundeten; obgleich Wahrheiten ausgesprochen wurden, welche der mehr berücksichtigende Mann am Hofe nie, oder in mildern Formen, gegeben haben würde: bewährte sich dennoch die Wohlthat der jungen Stiftungen unlängbar sowohl für Ansehen

und Macht des Thrones und Wachsthum der Staatskraft, als für Glückseligkeit der Unterthanen.

Bayern erblickte dadurch zum Theil seine frühern Lasten erleichtert; die Steuern vermindert; der Staatsschuldentilgung Mittel angewiesen, die nicht den Unterthan bedrängten; Gemeindeanlagen und Zollgesetze verbessert, das Schulwesen des Volks unterstützt; die Deffentlichkeit der Rechtspflege anerkannt; mancherlei Verbrechen der Verwaltung gerügt u. s. w. Die öffentliche Achtung für diesen Staat erhöhte sich; sein Kredit wuchs; der Werth aller Staatspapiere stieg schnell; der Eifer aller Beamten ward angeregter.

Mit nicht minderm Ernste schritt die Versammlung der Stände vom Großherzogthume Baden unmittelbar in das ein, was noth that. Deutschland bewunderte Herzlichkeit, Scharfsinn und Sachkunde der Männer, die hier zum ersten Male erschienen, als hätten sie nie andern Beruf gehabt, denn vor dem fürstlichen Thron und der Nation beider theuerste Angelegenheiten zu entwickeln. Das Wort, im Ständesaal von Karlsruhe gesprochen, klang erhebend, beruhigend, belehrend, vom Fuß der Alpen bis zum Ufer des deutschen Meeres. Das furchtsame Vorurtheil, welches lange, und bei Vielen, gegen stellvertretende Versammlungen in Deutschland mächtig gewesen, verlor sich gemach in die Ueberzeugung, daß der Fürst, wie der Unterthan, und jeder Stand der bürgerlichen Gesellschaft nirgends sicherer stehe, als in der Macht des offen erkannten Rechts.

17. Meinungsgährungen im nördlichen Deutschland, besonders in Preußen.

Die Wünsche eines großen Theils vom südlichen Deutschland waren erfüllt. Hier kehrte die freudigere Stimmung der

Gemüther zurück, weil die Staaten im Geiste derjenigen Rechtsbegriffe geordnet und verwaltet zu werden anfangen, welche feste Ueberzeugung einer großen Volksmehrheit geworden waren. Die übriggebliebenen Meinungsverschiedenheiten konnten ohne Nachtheil des Ganzen fortbestehen, weil sich Jeder freiwillig in einen gesetzlichen Gang der Dinge hineinfügte, der, zum Frieden Aller führend, die Aussicht in edlere Zeiten aufschloß. Jeglicher wußte nun, nach verschwundener Ungewißheit, was er hoffen und welcher Träume er sich entslagen solle. Schon das war Segen in jenen Staaten. Denn provisorischer Zustand des Landes ist geheimes Gefesseltsein desselben. Einweilen geltende Ordnungen genießen keines Vertrauens, weil sie nicht bleibend sind; und keiner Achtung, weil man ihre Untauglichkeit öffentlich anerkennt. Was ist aber ein Staat, dessen öffentliche Einrichtungen bei Hohen und Niedern weder Zuversicht noch Ehrfurcht haben?

Anderer Stimmungen walteten in den nördlichen Gegenden Deutschlands, besonders in denen, welche dem preussischen Scepter angehörten. Hier war der wohlthuende Ruhepunkt noch nicht gefunden; hier haderten die Parteien noch mit bisheriger Leidenschaftlichkeit; und, wie ihre gegenseitige Erbitterung, stieg ihr gegenseitiges Anfordern. Im südlichen Deutschland war nie so heftiges, noch so allgemeines Gähren gewesen, als hier. Aber im Norden hatte das Volk durch französische Machthaber und Heere ehemals auch ungleich mehr erduldet; hier alles Volk, jung und alt, auch mit lebendigerer Inbrunst gegen fremde Gewaltsherrschaft angekämpft; hier war durch großen Umsprung der Verhältnisse auch Alles in größerer Tiefe bewegt worden; dazu noch gekommen, daß man hier frühere Hoffnungen einer Verfassungsbesserung gewährt und empfangen hatte. Schon ehe der Bundesvertrag in Wien die Schöpfung ständischer Verfassungen für Deutschland festsetzte, war mit Verheißung derselben für

Preußens Lande das königliche Edikt (22. Mai 1815) ergangen. Schon hatte man auch in Berlin Sachkundige aus den verschiedensten Gegenden der Monarchie versammelt gesehen, in der Nähe des Throns die Bedürfnisse der verschiedensten preussischen Völkerschaften zu entwickeln, und die zweckmäßigsten Hilfsmittel vorzubereiten. Aber der Ausbruch neuen Krieges hatte dann die Vollendung des Werks unterbrochen, und ruhigen Tagen übergeben. Diese schienen dem Volke nun, wenigstens was auswärtige Störungen betraf, gekommen. Daher die wachsende Ungeduld bei verzögerter Erfüllung; und, beim Zwiespalt der Erwartungen, der Ungefüg der Parteien, ausschließlich nur ihre Ansichten, als die alleinrichtigen, geltend zu machen. Daher der wachsende Unmuth, als man in fremden Staaten früher erfüllt sah, was den Preußen früher verheißten worden.

In dieser Stimmung beachteten Viele vielleicht allzuwenig, daß kleinern Staaten leichter sei, ihr Hauswesen zu ordnen, als größern Reichen, aus fremdartigern Bestandtheilen zusammengesetzt; weßwegen auch schon Weimar, Sildburghausen, Koburg und Nassau weit eher, als Bayern und Baden, mit ihrem Verfassungsgeschäft zu Stande gekommen waren. Man erwog zu wenig die ungeheure Verschiedenheit der preussischen Provinzen in Rücksicht örtlicher Verhältnisse, ihrer besondern Geseze, Uebungen und Rechte, in denen sie seit Jahrhunderten gelebt; ihrer nationalen Gemüths- und Denkarten, für die sie mehr oder weniger Zusagendes verlangten; ihrer Bildungsstufen, auf welchen sie vom Rhein bis zum Niemen, und vom Fichtelgebirge bis zur Ostsee, so mannigfaltig vertheilt lebten. Man übersah zu leicht jene Verkettung und Zahl von Schwierigkeiten, welche der Herstellung einer, alle Interessen freundlich versöhnenden Reichsverfassung entgegenkämpften, in der billig, um genug geliebt werden zu können, die heiligsten Rechte, die unverweigerlichsten Forderungen jedes der getrennten Theile

und jedes Standes geschont genug bleiben mußten. Schon der eben so lange unentschieden gebliebene Zustand des ungleich kleinern Königreichs Württemberg, dessen alte Provinzen mit neuen vermehrt worden waren, that dar, wie viel Zeit erfordert werde, Ausgleichung zu stiften, wo man rechtlich, nicht durch Machtspruch umwälzerisch verfügen wollte.

Lebten doch, unter den Meinungsparteien im Innern der alten brandenburgischen Provinzen selbst, sich so wild bekriegende Gegensätze, daß kein Gott, geschweige ein Monarch, sie zu vereinbaren im Stande gewesen wäre. Anderes begehrten die alten, Anderes die neuen Länder. Die Einen forderten unbedingte Belassung jeder Provinz bei ihren ehemaligen Rechten, Einrichtungen und Ständen; Andere wollten dem Königreiche ihre örtlichen Verfassungen zum Muster geben. Görres, in einer Rede an den Fürsten Hardenberg (12. Jänner 1818) zu Koblenz, empfahl die ständische Ordnung des vormaligen Fürstenthums Trier, als Vollendetes einer künftigen Provinzialstellvertretung dieser Gegend, ohne Betrachtung der verwandelten Zeiten. Hier sei, sagte er, ein gemeiner Landtag aus dem Domkapitel, aus achtzehn Aebten, den Komthuren der Ordensballeien, den Prioren der Karthausen, dem Rektor des Hospitals von Kus, den Abgesandten von zwölf weiblichen Klöstern, den Dekanen von achtzehn Stiftern, siebenzehn Landdechanten, vierzehn Grafen, einundsiebenzig Edeln und Rittern, achtundzwanzig Städten, Flecken und Pflegen, und sechsundzwanzig Amtleuten bestanden. — Im schreiendsten Mißklang mit denen, welche auf ähnliche Art das Ausgelebte in irgend einer Weise wieder belebt wissen wollten, riefen die, welche, um kein bestehendes Recht, geschweige um ein vergessenes bekümmert, mit Hestigkeit das Paradies ihrer Urbilder verwirklicht erblicken wollten: Deutschland ungetrennt, ein einiges untheilbares Volk! Alles in einer und derselben Grundverfassung, mit einer allgemei-

nen Stellvertretung gesammter Nation, mit gleichen Staatsbürgerrechten, mit Abthnung aller erblichen Vorzüge, mit Vernichtung des Adels! u. s. w.

So groß war das Zerwürfniß der Parteien, daß nun jede Verfassung, wie weise berechnet sie endlich in Preußen erscheinen mochte, allseitige Anfechtungen und Vorwürfe zu erwarten hatte. Eben dieser Parteilärmen, und neben nothwendiger Vorsicht, nichts Uebereiltes zu geben, trug vielleicht bei, daß der Hof das Mächtwerden der Gemüther von der alles bewirkenden Zeit erwarten wollte. Indessen konnte er, wenn nicht auf Beifall der Parteien, doch auf die Zuversicht der minder beweglichen großen Masse des Volks zählen, welche, zwischen entgegengesetzten Kämpfen und deren Forderungen, nur das Gerechte und dasjenige hoffte, was den Zustand Aller erleichterte.

Aber die Zeit, in welcher man sich allmäliges Verbrausen des ersten Gährens versprach, wirkte auf entgegengesetzte Weise. Denn in ihr, statt zu entschlummern, erstarkten die Leidenschaften durch anhaltendes Hader. Nicht mehr Einzelne redeten: es verwirrten sich gemach die Stimmen aller Volksklassen lauter. Der Handelsmann, wie der Handwerker, der Geistliche, wie der Gutsbesitzer, der Soldat, wie der Bauer wurden erweckt; am lebhaftesten die feurige Jugend der Hochschulen. Diese, am wenigsten gebunden von den engen bürgerlichen Verhältnissen, und mit dem vertrauten, was sein sollte, als mit dem, was vorhanden ist, sah um die Tage ihrer Zukunft gespielt, in denen sie mehr, als in der Gegenwart, zu leben gewohnt ist. Vertraut mit dem ewigen allgemeinen Recht, dessen Begriff die Natur jedem Geiste verlieh, hielt sie die Beschränkungen dieses Rechtes durch Herkommen und allmäliges Ausbilden eines Gemeinwesens für Majestätsverbrechen wider die Gottheit und wider die Menschheit. Deshalb erklangen bei ihr die Namen: Ehre, Nationalgröße, Volksruhm,

Freiheit, heller; deshalb reichte sie sich entschlossener denen an, deren Ideale von öffentlichem Glücke Deutschlands ihren eigenen Idealen verwandter schienen; deshalb donnerte ihr Zorn rücksichtsloser wider die Gegner der allgemeinen Freiheit, oder wider die Verfechter des Allgültigen; und vergessend, daß ihre gegenwärtige Bestimmung noch nicht That, sondern Vorbereitung zu derselben sein sollte, achtete sie sich für alt genug, in das allgemeine, verworrene Streben einzuschreiten, da man sie nicht für zu jung gehalten, die Waffen wider Frankreich in den Schlachtfeldern zu tragen.

18. Das Leben der Hochschulen. Stourdja's Schrift.

Den Ruhm, welchen in spätern Jahrhunderten die Deutschen durch Wissenschaft und Kunst vor allen Völkern genossen haben, den freien Forschungsgeist, mit welchem sie alle Gegenstände des Wissens berührten, bürgerliche Verhältnisse und Gesetzgebungen veredelten, ja nicht nur sich selbst, sondern auch andern Nationen, und nicht nur evangelischen, sondern auch katholischen Staaten, eine würdevolle, kirchliche Unabhängigkeit eroberten: verdanken sie großentheils der eigenthümlichen Einrichtung ihrer hohen Schulen. Denn neben der Freiheit der Lehre und Meinung, wodurch allein Wahrheit an die Stätte des Vorurtheils gesetzt werden kann, bestand auch daselbst von jeher eine freiere Haltung der Jugend, welche auf deren späteres Leben entschiedenen und wohlthuenden Einfluß bewies. Sie trat dort nämlich aus dem Eden ihrer Kindheit nicht plötzlich in das festgeregelte Leben der bürgerlichen Gesellschaft. Es sollte ihr Wesen nicht, zu früh eingeschüchtert, knechtisch-unterwürfiges, unedles Gepräge empfangen; denn aus ihrer Mitte mußten einst Freunde und Rathgeber der Fürsten, Verwalter, Richter und Lehrer des Volks hervorgehen.

men werden. Sondern man stellte die Jünglinge nur unter Aufsicht und Gerichtbarkeit einer akademischen Obrigkeit, zusammengesetzt nur aus Lehrern selbst, welche weniger nach dem Buchstaben der Gesetze, als mit väterlichem Sinne, Verirrungen des jugendlichen Alters beurtheilten, strafte oder hemmten. So bildete die Hochschule, als Erzieherin, milden Uebergang aus der Harmlosigkeit des älterlichen Hauses in den strengen Zwang öffentlicher Ordnung, und die Jünglinge bewahrten jenen starken und großartigen Sinn, welcher denen wohl ansteht, welche in hohen und niedern Aemtern dem Volke vorstehen müssen.

Wer könnte zweifeln, daß solche freiere Stellung nicht zuweilen von jungen Männern gemißbraucht worden wäre, welche, in der ersten Blüthe ihres Lebens, Geld wie Geistesgaben besaßen, um allen jenen Launen genugsuthun, die im Schwanken zwischen männlichen Entwürfen und kindlichen Einfällen hervorzuspringen pflegen? Aber wo ist eine Stiftung, auch die weiseste, welche jedem Mißbrauche verschlossen stehen könnte? Inzwischen hatte die Einrichtung der deutschen Hochschulen den Staaten seit Jahrhunderten allzuvertretliche Dienste geleistet, als daß man sie wegen einzelner Unfuge verdammen konnte.

Zu den meisten dieser Unfuge gab von jeher die Neigung der Jünglinge Anlaß, unter und gegen einander Verbindungen zu stiften. Ihre Thatkraft wollte Beschäftigung, und fand sie in spielender Nachbildung der Stände und Staaten. Als man die offenen Vergesellungen wider einander verbot, entstanden geheime Orden. Da man diese unterdrückte, bildeten sich Landsmannschaften und Kränzchen. Als alle Jünglinge im Jahre 1813 das Schwert zur Befreiung Deutschlands ergriffen, ward Deutschthum ihr Feldgeschrei; Einheit des gesammten Germaniens ihr schönster Traum, auf daß das große Vaterland in sich selbst die Bürgschaft künftiger Selbstständigkeit tragen möge. Alles, was

an Trennung der Deutschen von Deutschen mahnte, ward nun verhaft. So löseten sie selbst sich, mit Verwerfung des Unterschiedes von Landsmannschaften, in eine Teutonia (1814) auf, feindselig gegen ihres Gleichen, die zur Teutonia nicht zählen wollten. Und da diese, durch neue Unfuge, sowohl unter sich selbst zu zerfallen drohte, als auch das Mißfallen der Regierungen aufregte, trat Teutonia zurück, und eine allgemeine Verbrüderung deutscher Burschenschaft nahm, mit dem neuen Namen, die alte Stelle ein.

Stürmische Austritte an einigen Hochschulen, auch in ältern Zeiten nichts Seltenes, veranlaßten, zur Zeit des Aachener Kongresses, besondere Aufmerksamkeit auf Bewegung und Stimmung der Jünglinge. Noch war ihr Wartburgfest in zu frischer Erinnerung. Ein russischer Staatsdiener, im Gefolge seines Kaisers zu Aachen, auch als Schriftsteller nicht unbekannt, Stourdza, unternahm unaufgefordert die Entwerfung einer Denkschrift über Deutschlands damaligen Zustand, worin er seine Erfahrungen und persönlichen Ansichten zusammenstellte. Was er Anfangs, unter vielerlei Zerstreuungen und Unterbrechungen, theilweise, auf einzelnen Blättern, zusammengeschrieben, ordnete er, durch das höfliche Lob einiger Bekannten ermuntert, zusammen, um es seinem Kaiser vorzulegen. Alexander, dem nichts gleichgültig war, was Deutschland berührte, für das er nicht minder, als für Rußland, die Waffen getragen, erlaubte, ohne über Werth oder Unwerth der Denkschrift einzutreten, die Mittheilung unter anwesende Gesandte, daß ihr Inhalt geprüft werden möge. Nur für diese wurden, statt Handschriften, einige Abdrücke gemacht. Einer dieser Abdrücke, wider die ursprüngliche Bestimmung nach Paris gesandt, verbreitete sich durch die Druckerpressen schnell über alle Länder.

Die Denkschrift, in welcher sich, mit wohlgemeinten Absichten,

eben so sehr die Unbefangenheit, als die Unkunde eines Ausländers über Deutschlands Wesen und Hochschulen laut machten, könnte allenfalls als Beweis gelten, wie leicht selbst gute Fürsten durch einseitige Berichte ihrer Untergebenen irregeleitet werden mögen. Indessen diese Wirkung hatte Stourdza's Schrift nicht; wohl aber eine andere und sehr bedeutsame. Diese dankte sie weniger dem eigenen Werthe, als den persönlichen Verhältnissen ihres Urhebers im Gefolge eines großen Fürsten. Ihren für Deutschland allfälligen nachtheiligen Eindruck sogleich bei den Höfen zu schwächen, erhoben sich zahllose Stimmen zu ihrer Berichtigung oder Entkräftung. Wenige redeten ihr das Wort. Darüber entzündeten sich neue, verdoppelten sich alte Leidenschaften. Jene immer regen Parteien, von denen die eine das durch Verfassung geschirmte Volksrecht, die andere Willkür der Fürsten, eine andere staatsstümliche Einheit Germaniens, eine andere die Rechtsame des Adels gegen Fürst und Volk, eine andere Anderes verfocht, traten mit frischer Erbitterung ins Feld. Ungestüm und Brausen Aller, und dazu der Zorn der beleidigten Jugend und ihrer Lehrer an den Hochschulen, schien Stourdza's Ansichten wirklich eher zu rechtfertigen, als zu widerlegen. Aber man muß, wie keinen Menschen, auch kein Volk nach dem flüchtigen Augenblick des gereizten Gemüthszustandes beurtheilen.

Neben diesen Haderereien war der Bürgerstand und Adelstand in immer schroffern Gegensatz zu einander getreten. Es war nur noch von Herrenthum und Bürgerthum die Rede, und in der Meinung des Tages fast geächtet, wer nur eigene Parteilosigkeit zu behaupten versuchte. Der Adel warnte die Fürsten; seine Gegner das Volk. Jener deutete bedenklich auf das anwachsende Regewerden der Menge; auf die Vermessenheit öffentlicher Schriften, in denen ohne Scheu Handlungen der Landesherren, Verfügungen der Obrigkeiten dem allgemeinen Tadel oder Spott preis-

gegeben würden; auf die, einen republikanischen, selbst staatsumwälzerischen Geist hauchenden Gesänge, worin Thronen und Baronen Untergang angekündet wären; auf den in den Turnplätzen herrschenden Ton der Meister und Jünger wider bestehende Ordnungen; auf das kühnere Wesen selbst der untern Volksklassen; auf die Bewegungen mehrerer Gemeinden im Großherzogthum Hessen, um Herstellung einer ständischen Verfassung zu beschleunigen; auf das Zusammentreten vieler tausend Handels- und Gewerbsleute der verschiedensten Gegenden, vereint in Unterschriften, um freiem Verkehr der Waaren in Deutschland und Abänderung der Handelsverträge mit ausländischen Staaten durchzusetzen. Furcht oder schadenfrohe Klugheit vermengten dabei rücksichtslos das Wirkliche mit dem Schein; vergrößerten das Geschehene, und spiegelten das Mögliche unter grauenvollen Schreckbildern vor, wenn nicht zeitig, mit Entschlossenheit, eigenmächtigen Einmischungen der Unterthanen in Staatsangelegenheiten Einhalt geschähe.

Die Gegner des Adels, dessen mächtiges Wort an den Höfen fürchtend, verdoppelten hinwieder ihre Anstrengungen, durch Begeisterung alles Volkes dem Einflusse jener vor dem Throne Gegengewicht zu bieten. Da ward das Wort nicht mehr abgemessen; auf jede Weise gewirkt, die Gemüther zu wecken, und was von oben herab gethan oder nicht gethan ward, als gehässige Wirkung der emporstrebenden Feinde deutschen Ruhmes, deutscher Volksrechte zu verdächtigen.

Die Fürsten beobachteten bei diesem traurigen Zwiespalt würdevolle Ruhe; nur dem allzuwildem Treiben in öffentlichen Blättern gaben sie hin und wieder Beschränkungen. Aber auch die Völkerschaften verloren beim Anblicke der stürmischen Parteigeister keineswegs die ihnen geziemende stille Haltung, keineswegs die Treue am Thron, oder die Ehrfurcht vor dem Gesetz. Ohnedem hatte der größere Theil des südlichen Deutschlands das Gut schon em-

pfangen, nach welchem Andere noch verlangten; und die noch verlangten, trauten schweigend dem Worte ihrer Landesherren, wie dem Gebote des Zeitalters. Scheu trugen alle Länder vor Frevel. Möglich konnte dieser nur im Gemüthe einzelner Personen werden, welche, in der Trunkenheit ihrer Liebe oder ihres Hasses, über die ewigen Grenzen des Rechts hinaustaumelten.

19. Die Ermordung Kogebue's. Verschiedenartige Urtheile.

Leider geschah das Mögliche. — Chez les allemands il y a loin de la plume au poignard! hatte Johannes Müller in seinem Berichte über die Pressfreiheit (5. März 1809) zum Könige von Westphalen gesagt. Nun war's, zehn Jahre später, nicht mehr so. August von Kogebue, einst Lieblingschriftsteller in Deutschland, jetzt verhaft, weil er, der herrschenden Sehnsucht entgegen, der beredteste und gelesenste Wortführer für die Sache des Adels und willkürlicher Herrschaft war, und weil er, im Hader mit achtungswürdigen Gelehrten, sie, in seinen geheimen Berichten an Rußland über deutsches Schriftenthum, verunglimpft hatte, — er fiel, meuchelmörderisch hingerichtet, durch den Dolch S a n d s (23. März 1819). Der Verkündung des Verbrechens folgte allgemeines Entsetzen.

Bedächtig, mit reifer Ueberlegung, mit Verachtung der ihn selbst treffenden Folgen, hatte der jugendliche Mörder, sonst im Kreise seiner Freunde als ein stiller, edelsinniger und religiöser Jüngling geliebt, den längst gefaßten Entschluß vollzogen. Dieser Entschluß war Frucht überspannter Gefühle, ungemäßigter Grundsätze und irriger Ansichten der Welt, neben einem fromm-schwärmerischen Sinne. „Unsere Tage, so waren seine Gedanken, fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flam-

mend in die Brust geschrieben hat. Bereitet euch; entscheidet euch auf Tod und Leben! Offene, nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet; wohl aber frist das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artikel; Falschheit verummmt sich in tausend scheinheilige Gestalten, und die Lage des Volkes sollte die Blüthe sein von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlassheit. Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwiffer verhöhnern noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thronet, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. Viele im großen deutschen Volke mögen mir es zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Feilheit der Gesinnungen dieser Lage. Ein Zeichen muß ich euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlassheit; weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, den Verderber und Verräther meines Volkes, niederzustoßen.“

Weitaus die Mehrheit der Nation verabscheute, mit unbestochennem, schlichtem Sinne des Rechts, den blutigen Frevel, welchen der heiligste der Zwecke nicht heiligen konnte. „Denn, sprach man, war der ermordete Dichter in der That Verräther unsers Volkes, so stand das Strafsamt den Fürsten und Gerichten des Landes zu, nicht den Unterthanen; wo man mit eigener Faust sich oder Andern Genugthuung zu schaffen sich befugt glaubt, ist Gesetzlosigkeit Gesetz worden und wird im Namen der Gerechtigkeit die Gerechtigkeit erwürgt. — Hatte der Ermordete als Schriftsteller gesündigt: so war er durch die Macht der Wahrheit zu strafen. Morden heißt nicht widerlegen. Für eine heilige Sache Dolch und Mordbrennersackel schwingen, heißt mit dem Teufel zur Ehre Gottes Bund machen und jeden Navailac unter die Heiligen ver setzen. Ist die Weisheit des Heidenthums herrlicher geworden, denn die Weisheit des Christenthums, und Cato's Lehre hochfinz

niger, als das Wort des göttlichen Sohnes? Lasset die Heiden ihren Brutus preisen, der einen Cäsar tödtete, um einen schlechtern Augustus an dessen Statt zu erhalten; Christus wollte selbst gegen solchen Augustus kein aufrührerisches Volk. Lasset ein verwildertes Zeitalter den Pfeil von Wilhelm Tells Rache rühmen. Auch nicht das Blut in der hohlen Gasse bei Rüschnacht, sondern der Schwur gerechter und redlicher Männer im Grütli, und Billigkeit selbst gegen ihre Todfeinde, hat die Freiheit des eidgenössischen Hirtenvolks gegründet. Noch nie war Sünde eine Mutter des Segens; nie wird sie es bei uns sein. Aber wir hoffen zur Gerechtigkeit unserer Könige, sie werden den Wahnsinn des Einzelnen nicht an ihrem Volke rächen, und die Sünde des Einen nicht mit einer verderbenvollern aufwiegen wollen." So dachte man im Volk.

Selbst Viele von denen, welche Kokebue's offene Gegner, oder Feinde der Sache gewesen waren, die derselbe mit allen Waffen des Witzes und der Ueberredungskunst versocht hatte, wurden durch jene Unthat empört. „Das ist immer das Loos der gerechten Sache gewesen, sprachen sie, daß der unbedachte Eifer ihrer Freunde ihr mehr, als aller Eifer der Widersacher schaden mußte. In seinem Wahnsinn glaubte der verblendete Jüngling den Stahl in die Brust des Feindes zu stoßen, und stieß ihn in die Brust dessen, was er liebte. Denn nun hat er den, welchen er zu tödten wähnte, erst mächtiger ins Leben gerufen. Die Stimme des Ermordeten wird siegreicher, als das Wort des Lebendigen schallen. Nun drückte eine heillose That erst dem, was bisher Verleumdung hieß, das Gepräge der Glaubwürdigkeit auf. Zeter werden die Feinde gesetzlicher Freiheit über die Schutzredner derselben schreien; über die Befenner der ewigen, nun mit Verbrechen besudelten Wahrheit; über die heldenkenden Lehrer der Hochschulen; über die Werke der Schriftsteller. Das sind, wird man schreien, die Früchte des vergötterten Zeitgeistes, das

die Früchte des allzugutmüthigen Glaubens, selbst der Fürsten, an ihn! So wird man schreien. Mit Schüchternheit werden die volksfreundlichsten Könige ihren Unterthanen kaum die Hälfte gewähren von dem, was sie denselben in Fülle zugebacht hatten. Wer darf es ihnen verargen? Man wird auf den Schulen die Worte der Lehrenden wägen; Horcher der Polizei in die Kirchen senden; die Freiheit der Presse vernichten; den Völkern den Mund stopfen, daß sie nicht seufzen können.“

Anderer aber, in welchen die Wallungen des Parteigeistes selbst das schöne Gefühl der Menschlichkeit erstickte, und die offenen Krieg dem langsamen aber festen Fortschritt zum Bessern vorzogen, erkannten in dem Mörder nur einen Edeln, welcher sich selbst für die heilige Sache des deutschen Volks zum Opfer dargebracht habe. Sie priesen ihn in Rede und Gesang, und trachteten von seinem Haar oder Gewand, oder was ihm eigen gewesen, zu empfangen, wie Ueberbleibsel eines Märtyrers. Zwar trugen sie Scheu, öffentlich die That zu rühmen, von deren Schmach und Folgen das deutsche Volk sich loszählte, aber doch versuchten sie die Entschuldigung derselben in dem allgemein verachteten oder verhassten Treiben und Streben des Ermordeten. Andere scherzten darüber mit welscher Leichtfertigkeit. Andere sprachen: Es gibt gewisse Handlungen, welchen der gewöhnliche Maßstab bürgerlicher Pflichten und Rechte, selbst der christlichen Jugendlehre nicht angelegt werden kann. Sie stehen als Kinder der Nothwendigkeit, als Thaten des Schicksals, als Gottesurtheile da. Nach bürgerlichem Gesetz muß der Mörder sterben, nach dem Gesetz der höhern Menschheit wird er in den Jahrbüchern derselben ruhmvoll leben. Eine That, wie diese, mußte geschehen, als ein Zeichen, wessen das Volk in der Verzweiflung fähig sei, als ein Schrecken für jene, welche im hochgebornen Stolze mit dem Werth der Nationen ungestraft tändeln, und an den Rechten der Völker ungestraft freveln zu

dürfen wähen. Und verschmähen sie dies Zeichen, so kann ein zweites geschehen. Gewaltthat weckt zur Gewaltthat; und wer den Strom, der die Länder befruchten sollte, mit Dämmen zurückschwellt, wahre sich, daß er in der Fluth nicht untergehe, die er selbst erst verderberisch gemacht.

Solch eine Sprache, theilhaftig der Blutschuld, die sie pries, und gefährlicher, denn diese, weil sie größere dränete, blies den lange glimmenden Zorn derer in Flammen auf, welche mit nicht geringerem Eifer für die verbriefeten Rechte ihres Standes, wie jene für die unverbrieften Rechte der Nation stritten. „Ist dies“, riefen sie, „ist dies nicht die Sprache der Robespierre's, Marats, Dantons und jener Unholden aller, welche in der Schreckenszeit Frankreichs das Heilige durch Verbrechen gründen, das Glück des Volks mit Zerstörung der Paläste und Hütten bauen, die Freiheit mit Kerker, Guillotinen und Dolchen in die Welt einführen und eine bessere Ordnung durch Gesetzlosigkeit schaffen wollten? Ist es dahin gekommen, daß solche Sprache auf deutschem Boden gehört werden muß? daß unser Vaterland die Werke der Berruchtheit rühmen soll, die es bisher, in eigener Unbeflecktheit, an andern Völkern verabscheuet hat? daß unser Jahrhundert den blutdürstigen Wahnsinn politischer Meinungen edel finden soll, während es vor den blutdürstigen Religionschwärmereien vergangener Jahrhunderte schaudert? Männlich, in offener Fehde, ehrenhaft, trat bisher der Deutsche dem Fremden entgegen: soll nun gelten für Heldenthat, daß der Deutsche dem Deutschen mit dem Dolche nachschleicht, daß der Jüngling den wehrlosen Greis niederbohrt? So sind die Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen, und das Verschwinden öffentlicher Sicherheit führt den Krieg Aller gegen Alle herein. So hält die Würde der Unschuld den Arm des Frevlers nicht mehr zurück, sobald er im Rausche seines Wahnes sie verdammten will, und die Majestät des Purpurs rettet nicht mehr

vor dem Mordeisen des begeisterten Bösewichts. Es ist Zeit, daß dem ungeheuern Wahnsinne unzerbrechbare Schranken gesetzt werden, ehe er Ruhe und Glück des ganzen Vaterlandes zertrümmert. Das sind die Wirkungen der ungezügelter Pressfreiheit, und des gefährlichen Rathschlages, Völker zu bewaffnen für die Sache der Throne.“ — So redeten sie.

20. Mordanschlag Königs. — Unzufriedenheit des Volkes in einigen Rheingegenden. — Auslauf des Pöbels in vielen Städten gegen die Juden.

Allerdings blickten Deutschlands Fürsten mit Besorgniß auf das Unheil, welches der Geist der Entzweiung in immer größerm Maße zu erzeugen drohte. Doch füglich vertrauten sie, unerschütterbar durch das Geschrei jener Einzelnen, dem Vidersinn deutscher Nation, gleichwie die Nation mit Zuversicht auf ihre Fürsten sah, die der Völker billige Wünsche zum Theil schon erfüllt hatten, oder sie zu erfüllen sich bereiteten. — Durch nichts verrieth sich wenigstens das schrecklichste aller Uebel, welches die bisherigen Ereignisse für den Staat hätten entwickeln können: Argwohn und Mißtrauen der Landesherren gegen den treuen Sinn ihrer Unterthanen, der nothwendig hinwieder der Unterthanen Argwohn und Mißtrauen gegen die Absichten der Höfe aufgeschreckt, und eine Reihe von schwarzen Tagen früh oder spät über Deutschland heraufgeführt haben würde. Denn so der Fürst nicht mehr gleichmüthig und unabhängig, Gott und sein Volk im Herzen tragend, erhaben über den Parteien steht, sondern den Eingebungen der Einen oder der Andern allzuleichtgläubig folgt, hört er auf, gerechter Vater der Uebrigen zu sein, von denen er sich entfernt, und ist er nicht mehr seines Volkes, sondern seiner Partei Haupt.

Es war ein schweres Werk, in Augenblicken, wie in diesen, königliche Unbefangenheit zu behaupten, zumal es nicht an Personen fehlte, welche in der Nähe der Höfe Geschrei erhoben, als stehe die Umwälzung aller Dinge nahe; als sei über gesamtes Deutschland ein Netz finsterner Verschwörungen gezogen, als sei die Frevelthat Sands dieser Verschwörungen That. Man beschränkte sich einweilen bloß auf Untersuchungen. Man engte an mehreren Orten die Pressfreiheit ein, damit sie durch Unbehutsamkeit nicht den erwachten Fanatismus stärker reize. Man ergriff gegen einige Hochschulen, von welchen die gefährliche Schwärzerei vorzüglich ausgegangen zu sein schien, strengere Maßnahmen.

Aber neue Ereignisse drangen herbei, jenem Geschrei höhere Beglaubigung zu geben. Es offenbarte sich aus den veranstalteten Untersuchungen über Kogebue's Tod, daß einige junge Männer in Deutschland, wo nicht die schauerhaften Entschlüsse, doch die staatsbürgerlichen Grundsätze des verhafteten Mörders hatten, und, wenn auch ohne Theil an der blutigen Handlung, doch nicht ohne Billigung derselben waren.

Dann plötzlich scholl die Kunde von neuversuchtem Mordmord gegen einen deutschen Staatsbeamten. Ein junger Mann, Löning, Apotheker zu Idstein, bewaffnet mit einem Dolch und zwei Terzerolen, hatte unternommen, den Präsidenten der nassauischen Regierung, Ibell, meuchlings niederzustossen (1. Juli 1819). Die That war ihm mißlungen; der Verbrecher entleibte sich.

Zugleich ward von Ausbrüchen der Unzufriedenheit in rheinischen Gegenden gehört. Hier klagten die Einen lauter über ungemessenen Druck der Steuern; die Andern über Eingriffe in ihre ältern Rechtsame, oder über Verletzung derjenigen Freiheiten, welche sie einst als Theile des französischen Reiches genossen hatten, und die ihnen, bei der Einnahme ihrer Gegenden durch deutsche Waffen, mit Verheißungen größerer Vortheile unter Deutschlands

Fürsten zugesichert worden waren. Die Provinzen Starkenburg und Oberhessen im Großherzogthume Hessendarmstadt führten vor allen ihre Beschwerden am lebhaftesten. Mit Ungeduld verlangten sie Zusammenberufung der Landstände. Manche der Mißmuthigsten verweigerten die Entrichtung der Abgaben.

Bald nach diesem erfuhr man von wildem Regewerden des Pöbels in vielen Städten, welcher seinen ersten Grimm gegen die Juden zu richten drohte. Man hörte von Ausläufen, von Mißhandlungen der Hebräer, von Zerstörung oder Plünderung ihrer Wohnungen. Diese Unfuge geschahen alle auf so von einander entfernten Punkten Deutschlands, und doch so plötzlich und gleichzeitig, wie zu Würzburg (3. August), Frankfurt am Main (10. August) Darmstadt (12. August), Baireuth (12. August), Sommerach (18. August), Hamburg (20. August), Heidelberg (25. August), Karlsruhe (27. August), und andern Orten, daß man hätte vermuthen sollen, in diesen zusammentreffenden Bewegungen des Pöbels liege weniger Zufall, als absichtsvoller Plan.

In der That trugen manche Gegner der Volksrechte kein Bedenken, die oft trohigen Aeußerungen einzelner Schriftsteller, die Schritte der Meuchelmörder, die Bewegungen und Klagen am Rhein, mit den Gährungen und Versuchen des gemeinen Mannes wider die Israeliten in geheimnißvollen Zusammenhang zu bringen. Ihrer, von Furcht oder einer unedeln Leidenschaft, geblendeten Einbildung schien Alles nur Aeußerung einer weitverzweigten Verschwörung zu sein, welche, von Einzelnen aus der Verborgenheit des dunkeln Hintergrundes wohlberechnet und geleitet, den Umsturz von Deutschlands bestehenden Verfassungen, Ständen, Ordnungen und Gesetzen begehre. Die seit langen Zeiten unerhört gewesene Verfolgungssucht des Stadtpöbels gegen die Hebräer ward von ihrem Argwohne für ein Werk der Verschwornen, und erstes Pulsgreifen der Nation gehalten.

Die Mehrheit aber maß diesem Schreckbilde keinen Glauben bei. „Denn“, sprach Jeder, „eine Verschwörung Weniger könnte so verschiedenartige und gleichzeitige Erscheinungen nicht hervorzurufen; eine Verschwörung von zahlreichen Mitwissern würde verrathen sein, ehe sie reif geworden. Selbst die sorgfältigsten Nachspürungen, seit Kogebue's blutiger Schatten Rache rief, hatten von dem Vorhandensein eines großen, staatsgefährlichen Bundes keinen Beweis gegeben. Jene tadelnswerthen Schriftsteller wurden vom Eigendünkel geblendet. Jene Meuchelmörder folgten den Eingebungen eines durch Begriffverwirrung entsprungenen Wahns, in welchem sie Lößliches und Unsterbliches für ihr Volk zu verrichten meinten. Jene Ungebuld und Niedergeschlagenheit in einigen Rheingegenden mag leichter aus der Empfindung vorhandener Uebel, als aus dem Lesen von Büchern über Staatsverwaltung entstanden sein. Und der Lärmen wider die Israeliten läßt sich ohne Mühe begreifen, wenn man das tiefgewurzelte, religiöse und bürgerliche Vorurtheil der untern Volksklassen gegen die verschmigten, sich mit keiner Nation vereinigenden Befenner Moses, wenn man den gewaltigen Reiz des ersten Beispiels auf Gemüther kennt, deren eigene Neigung nur solchen Vorgang erwartet, um das Gleiche zu thun; wenn man den schlaunen, gefühllosen Wuchergeist der meisten Hebräer gegen verarmte Familien der Christen, wenn man das feste Großthun, den Uebermuth und die platte Prangerei Vieler derer kennt, die sich durch Spekulationen Reichthum, durch Reichthum Ansehen und Würden im Lande zu schaffen wußten, ohne anderes Verdienst um das Land, als Geld und Geschmeidigkeit, zu haben; wenn man daneben die Noth zahlloser Menschen kennt, welche beim Stocken der Gewerbe, beim Minderwerden des Handels, beim Mangel hinlänglichen Verdienstes düster umhergehen, während der Juden Wohlstand durch die Verarmung von Jenen behaglich schwillt.“

Welches aber auch die Ursachen so vieler, in den engen Raum weniger Monate zusammengebrängter Begebenheiten sein mochten, die noch größere Uebel herbei zu rufen schienen, als sie selbst gebracht hatten: die Fürsten wurden ernster. Die Störung öffentlicher Sicherheit und innern Friedens waren angehoben. Fürstenpflicht ward es, das erste Bedürfniß des Gemeinwohls: Sicherheit, Gesetz und Ordnung, zu schützen, ohne welches kein Gemeinwesen, keine häusliche Ruhe, kein Eigenthum, kein Leben, kein Recht geborgen steht. Hätten sie gleichgültig zu den vielfältigen Unthaten und Unfugen geschwiegen, so würden die Völkerschaften mit Grund die Sorglosigkeit der Regierungen angeklagt, die Mißvergnügten (deren kein Land, auch das glücklichste, leer ist) verwegenern Muth gefaßt, und die Beeinträchtigten oder Bedrohten gesetzkloße Mittel zum Selbstschutz ergriffen haben. In wohlmeinend gerichteten Staaten soll nichts durch Willkür und Eigenmacht der Einzelnen, Alles auf dem Wege des Rechts geschehen. Das fühlten, das forderten die Deutschen.

Den ruhigern Beobachtern der Zeit ward jedoch bange, daß die Sache des Volks nach dem Maße der Wenigen beurtheilt werde, welche das Wort zu führen bisher allein Lust oder Mittel gehabt hatten. Denn die Einen von diesen hatten, statt Ehrfurcht, statt Vertrauen und Liebe, nur Haß und Hohn gepredigt; die Andern, statt weises Beachten vorhandener Mängel, Mißtrauen und Argwohn ernährt; Beide, statt Frieden, Unfrieden befördert, und mit ganz entgegengesetzten Zwecken, aber vereinigten Kräften, die Herzen der Fürsten ihren treuen Unterthanen zu entfremden gearbeitet.

Mancherlei begab sich, was die Furcht der Unbefangenen bestärken zu wollen drohte. Die Freiheit der Presse ward in verschiedenen Ländern durch fürstliche Befehle auf verschiedene Weise noch enger begrenzt. — Die Ständeversammlung des Großherzog-

thums Baden ward jählings, und mitten im Gange ihrer öffentlichen Verhandlungen, durch ein Gebot des Landesherrn unterbrochen und vertagt. — Im deutschen Norden wurden die Turnplätze der Schulen geschlossen. — Von dor taus wurden strenge und weitverbreitete Nachforschungen veranstaltet, um mit Grund zu erkennen, ob die Mordentwürfe Sands und Lönings, ob die Regungen in einigen Rheingegenden, ob die Pöbellärmen gegen die Juden, ob so manche andere verdächtig gewordene Erscheinungen vielleicht Wirkungen eines geheimen, schwärmerischen Bundes, einer verbrecherischen Verschwörung wider die Throne und bestehenden Ordnungen der Staaten seien? — Man hörte von vielen Verhaftungen, Hausdurchsuchungen, Verhören und Freilassungen; von Wegnahme der Papiere, und wie selbst argloser, vertraulicher Briefwechsel zwischen Aeltern und Kindern, Schwestern und Brüdern, Freunden und Freundinnen von den Polizeibehörden durchspäht wurde, um die Spur eines Pfades zu entdecken, der in das Geheimniß hineinleiten könne. Uebermäßiger Dienstleiser mancher Beamten und Angestellten mochte weiter schreiten, als die Fürsten mildern Sinnes wußten und wollten. Vielsach mochte damit das Zartgefühl und der Rechtsinn verwundet werden, welcher bisher den Deutschen vorzugsweise heilig gewesen war. Mancher Schuldlose fühlte sich gekränkt. Eine schmerzliche Niedergeschlagenheit verbreitete sich durch einen großen Theil Deutschlands. Die Klage, welche sich nicht mehr öffentlich laut zu machen wagte, ging rückwärts von Mund zu Mund in die Tiefen des Volks, und rührte oder schreckte selbst die, welche bisher an allem Geschehenen nur oberflächlich Antheil genommen hatten. Mit Bestürzung wurden andere deutsche Völkerschaften gewahr, daß jene Verfügungen selbst auf sie einwirkten, die doch zufrieden unter ihren Landesherrn, unter ihren neuen Verfassungen und verbesserten Gesetzgebungen gewohnt hatten. Und sie, die

Wohlvergnügten, nun ohne eigenes Veranlassen wie Mißvergnügte behandelt, zitterten für Dasein und Dauer der edeln Kleinodien, welche ihnen durch die Vaterhuld ihrer Fürsten kaum erst gewährt worden waren.

22. Verschiedene Ansichten über die Mittel zur Bewahrung des Volksfriedens.

Allerdings mußte in diesen Augenblicken denen, welchen Ehrfurcht vor den Thronen, gesetzliche Ordnung, Ruhe und Freiheit heilig waren, die Lösung der Aufgabe wichtig werden: Was zu thun sei, um Deutschlands gefährdeten innern Frieden sicher zu stellen? Die Urtheile über die zweckgemähesten Mittel aber trennten sich an den Höfen und unter den einsichtvollsten Staatsmännern eben so sehr, wie im Volk.

Darüber waren alle Unbefangene einig, daß nach solchen mannigfaltigen und betrübenden Vorgängen entscheidende Maßregeln ergriffen werden müßten, allgemeineres Unglück zu verhüten; ferner, daß es durchaus nicht die große Masse des Volks sei, welche Staatsumwälzungen drohe oder wolle, sondern eine im Verhältniß zu zwanzig bis vierzig Millionen Menschen äußerst geringe Menge von Einzelnen, Zerstreuungsherlebenden, welche sich zu überspannten Wünschen und voreiligen Hoffnungen, durch ein Traumbild von Größe, Kraft und Bestimmung deutscher Nation habe begeistern lassen.

„Aber eben diese sind es,“ sprachen die Einen, „eben diese sind es, welche in ihrer Schwärmerei für das, was die Völkerschaften heute selbst noch verabscheuen, durch fortgesetztes Anregen nach und nach stimmen werden. Die Masse des Volks ist ein zwar träger, aber doch beweglicher Ozean, welcher lange durch Winde nur oberflächlich gekräuselt, allmählig aber vom fortdauernden Sturm und dem schwankenden Gewichte seiner eigenen Wogenlast tiefer be-

wegt wird. Schwer ist er zu beruhigen, sind einmal die Grundwellen aufgerührt. Wer erinnert sich nicht noch jener Ruhe des französischen Volks vor dem Jahre 1788? Mit wie fast abgöttischer Liebe hing es damals noch an seinem Könige! Wie geringfügig war damals im Verhältniß zur Nation die Partei der einzelnen Schwärmer, welche unter dem monarchischen Scepter der Bourbonen von Freiheit, Gleichheit und Republik träumten! Und doch war es eben diese kleine Partei, welche nach und nach so viele Millionen Seelen in schreckenvolle Gährung versetzte. Wer hätte jemals im Jahre 1788 zu vermuthen gewagt, daß dasselbe Volk vier Jahre später den König, welchen es angebetet hatte, mit Freudengeschrei zum Blutgerüste schleppen würde?

„Deswegen muß man weniger auf die geringe Anzahl von Genossen einer politischen Partei, als vielmehr auf die Berwegenheit ihrer Entwürfe, und auf das Verderbenschwere ihrer Grundsätze, so wie auf die Wege und Mittel achten, mit welchen sie ihre Ziele beliebt zu machen trachtet, zumal wenn die Natur Empfänglichkeit dafür äußert.

„Bergen wir uns aber nicht, daß die deutschen Völkerschaften wirklich in einem ungewöhnlich reizbaren Zustande sind. Dieser ist schlechterdings nicht die Folge von Bedrückungen durch ihre Fürsten, oder vom Uebermuthe des Adels, oder von Verschlechterung öffentlicher Einrichtungen, oder von Härte der Gesetzgebungen. Denn, mit Ausnahme jener Länder, welche ihre Verfassungen abänderten, sind in den übrigen noch alle jene Ordnungen unversehrt vorhanden, welche vor den Napoleonischen Kriegen bestanden, und unter denen sich Alles so lange glücklich gefühlt hat. Ja, Vieles sogar ist hier seitdem, was in Sache und Form hart schien, theils durch die Landesherren selbst, theils durch den edlern Ton gemildert worden, welchen eine feinere Bildung der verschiedenen Stände unvermerkt herbeiführte.

„Aber die maßlosen Anstrengungen, zu welchen die Deutschen unter dem Bajonet fremder Sieger getrieben worden waren, dann diejenigen, welche sie in Bekämpfung des allgemeinen Feindes machten, haben das Volk bis ins Innerste erschüttert, und man könnte sagen, eine tieferhafte Empfindlichkeit hervorgebracht. Alles Wundgewordene, welches in jenen frühern Nengsten, und späterhin in dem Ausbruche verzweiflungsvollen Zorns, kaum bemerkt ward, schmerzt nun erst, in dem Augenblicke, da der lange vermiste Friede wieder besteht, und man auf vollestem Genuß von dessen Seligkeit gezählt hatte. Noch sind aber die Schatzkammern leer, die Staatsschulden ungetilgt, die Gewerbe und Handelsverkehre zerrüttet, die Lücken jedes häuslichen Vermögens unausgefüllt. Darum klagt der Unmuth — wer ist grausam genug, es ihm zu verargen? — Er sehnt sich nach Besserm in ungewissen Richtungen umher; er forscht und horcht nach Rath. In dieser Bewegung ertönen ihm die wilden Stimmen jener Einzelnen, welche alle Uebel des Lebens, alles fortdauernde Leiden der Unterthanen ein Werk der Fürsten, oder der Selbstsucht der höhern Stände nennen, welche allfällige Fehler derselben mit den grellsten Farben malen, um Verachtung oder Haß zu zeugen; oder von Volkerechten, von freien Verfassungen reden, um die Unterthanen mit dem Gedanken zu entflammen, Selbsthilfe auf Kosten bisher geehrt gewesener Staatsordnungen und fremder Rechte zu schaffen.

„Darum ist die Partei jener Einzelnen, welche mit Wort und Schrift gegen die Grundsätze monarchischer Staatseinrichtungen offenen Krieg anheben will, keineswegs länger als unbedeutend anzusehen. Ihre Reden finden nur allzubereithwillige Ohren, und um so gläubigern Beifall, je weniger die Menge eigenen Urtheils und Prüfens fähig ist, oder je unbehaglicher ihr der wirkliche Zustand der Dinge für den Augenblick sein mag. Die Volksmenge glaubt in denen, die reizende Vorpiegelungen und freveln Rath

bringen, nur ehrliche Fürsprecher und Freunde zu erkennen, weil sie Männer unter denselben erblickt, welche bisher, als Lehrer oder als Schriftsteller, allgemeine Achtung genossen haben.

„Eben diese, welche — ja, man kann es zugeben — nicht so sehr aus unredlichen Absichten, als vielmehr aus einer durch Unkunde der wirklichen Verhältnisse entstandenen Selbstverblendung fehlen, haben gerade durch ihre ausgezeichneten Geistesgaben, durch die Macht ihrer Beredsamkeit, mit der sie ohne Mühe den Schein in Wahrheit, die Wahrheit in Schein verwandeln, gewaltigern Einfluß, als jeder Andere. Und was noch mehr ist, unsere arglosen Fürsten selbst gaben ihnen auf dem Wiener Kongresse durch den dreizehnten Artikel der Bundesverfassung eine Waffe in die Hand, welche sie nur allzugesehickt zu führen wußten. Es war doch wohl vorauszu sehen, daß nicht Gelehrte und Schriftsteller, daß nicht einzelne Unterthanen, daß nicht das Volk in Masse, sondern die Souveräne allein Ausleger der Worte sein konnten, die sie ausgesprochen hatten: „In allen Bundesstaaten wird eine Landständische Verfassung stattfinden.“ Während der Artikel jedem Souverän freien Spielraum ließ, eine Verfassung nach den Bedürfnissen seines Staates zu bilden, beschränkten ihm jene Volksredner eigenmächtig diese billige Freiheit; wurden sie, geleitet von ihren Lieblingsideen, eigenmächtige Ausleger jener Worte, und machten sie in der leichtgläubigen Menge Erwartungen laut, welche nie, oder nur mit Zerstörung alles vorhandenen Gutes und Glücks, erfüllbar sind.

„Sollen deswegen die Fürsten, sollen deren Staatsdiener dem Ungeßüm jener falschen Erwartungen nun den ganzen Werth ihrer bessern Ueberzeugungen, ihrer vielseitigern Erfahrungen ruhig hinopfern? Sollen sie sich vom Getöse jener Dränger schrecken und auf einen andern Weg hinschüchtern lassen, den sie für den Weg des Unheils erkennen? Ja, kann es in diesem Augenblick mit der

Wohlfahrt der Völker und mit der Ehre der Monarchen bestehen, daß die Regierungen nachgiebige Schwäche vor dem Toben einer lärmensmachenden Partei zeigen? Wird nicht, auch was jene ihren Unterthanen mit freudigstem Willen geben möchten, jetzt Vielen viel zu wenig, Allen aber werthlos dünken, weil es nicht freiwillig, sondern abgetrogt worden zu sein scheint? Wird der gährende Mißmuth sich begnügen, oder wird er, wenn einmal Ehrfurcht vor der Stärke und Majestät des Throns gewichen ist, weiter schreiten? Welches ist wahrscheinlicher? Und wo zuletzt wird er still stehen?

„Daher muß erst jene Partei mit Ernst zum Stillschweigen gebracht werden, damit die Fürsten freihandelnd dastehen, und ihre Gewährungen dem Volke nicht das verächtliche Ansehen einer Nothgabe haben. Es muß den Demagogen die gemißbrauchte Buchdruckerpresse, und auf der Lehrkanzel die Willkür genommen werden, gegen Thron und Gesetz zu predigen, deren Heiligkeit sie schützen sollten. Denn eben Buchdruckerpresse und Lehrkanzel, diese weit- und tiefwirkendsten aller menschlichen Werkzeuge, sind ihre Werkzeuge geworden; dadurch beginnen sie, die Gegenwart zu beherrschen, den Ton des Tages zu stimmen, und bemeistern sie sich der Zukunft. Denn das bildsame Gemüth der Jugend geht mit den verführerischen Grundsätzen von ihnen ins Leben hinaus, und sucht ihren Phantomen irgend etwas Entsprechendes zu gestalten. Denket euch dereinst die heut erzogenen, oft zu den wildesten Wagsstücken entflammten Jünglinge, als Richter, als Vorsteher, als obere Beamten unsers Volkes, an der Spitze der öffentlichen Verwaltungen, der Heerschaaren, der Kirchen und Schulen! Welcher Zukunft hat sich Deutschland zu gewärtigen?

„Wir wollen zugeben, es bestehe keine verbrecherische Verschwörung; aber wer läugnet das Dasein einer stürmischen, weitverbreiteten Meinungsogenossenschaft hinweg? Um wie weniger furchtbar

sie scheint, weil sie sich ohne Scheu bekennt, um so furchtbarer ist sie in der That. Wir wollen zugeben, daß sie keinen gewaltsamen Aufruhr und Umsturz der Dinge will, weil sie Zeit und Gelegenheit nicht reif genug findet; aber die Handlungen der Löwings und Sands, mit Vernichtung aller menschlichschönen Gefühle und aller Begriffe von Sittlichkeit, Tugend und Recht, und der demselben gezollte Beifall, zeigen: wessen Geistes sie sei, und daß ihr Bestreben auf Vorbereitung künftiger Staatsumwälzungen gerichtet stehe. Es bedarf keines finstern Bundes, keiner Verschwörungen unter ihnen, um ihre Eintracht und Einheit zu bewirken. Sie sind Eins durch Ansichten und Grundsätze. Daher müssen die, welchen die Wohlfahrt und öffentliche Ruhe der Nationen anvertrautes Heiligthum ist, Eins werden in ihrem festen Willen. Nur die allgemeinsten, die einträchtigsten Maßregeln können noch die Ehre der Fürsten, die Rechte aller Volksklassen, die Wohlfahrt von Deutschlands Zukunft retten.

„Man lasse die Wissenschaften in unbeschränkter Kraft blühen; sie sind Hebel des öffentlichen Wohlstandes und des Staatenruhms. Aber wehret der politischen Freigeisterei; sie ist der Ruhe der Nationen und ihrer Sittlichkeit so furchtbar, wie religiöse Freigeisterei der Seelenruhe. Man gebe Landstände; sie sind urdeutsche Stiftung; aber man gebe ihnen ihre ursprüngliche Bedeutung zurück, daß sie eben so sehr die Rechtsame des Throns, wie der Provinzen, Städte und Dorfschaften verwahren helfen, statt alle umwälzerisch zu vermengen. Jene republikanischen Volksvertretungen, jene Oeffentlichkeit der Verhandlungen, welche man anpreisen will, unterhalten weniger die Freiheit, als die Gährung der Staaten. Sie sind auf deutschem Boden fremdes Gewächs, und Niemand kann voraussagen, welche Veränderungen der Genuß von dessen Früchten in der Natur deutscher Nation erzeugen werde.“

So ward von denen geurtheilt, welche aus Gewohnheit und

Liebe des Altbestandenen, oder aus eigennütziger Selbstsucht, allen Aenderungen gesellschaftlicher Ordnung entgegenstrebten, selbst denjenigen, welche das schreckendste Bedürfnis der Zeit rief.

Anderer aber sprachen: „Sehet euch vor in dem, was ihr zu thun beginnet! Es wird heut großes Spiel gespielt, in welchem der verliert, welcher, statt mit ruhiger Besonnenheit, mit Leidenschaftlichkeit geht und wagt. Auch geheime Kabinettpolitik und diplomatische Taktik versangen hier nichts. Man hat es nicht als Staat gegen einen fremden Staat, sondern mit sich selbst zu thun. Vom Volk muß die Rede sein, nicht von der Partei links und rechts. Die wilde Ungebährlichkeit demokratischer Schwärmerei und die Schlantheit des aristokratischen Stolzes sind die Scylla und Charybdis der Fürsten. Wer sich von der einen zu sehr abwendet, scheitert unausbleiblich an der andern.

„Gewiß nicht die Völkerschaften träumen und sprechen von gewaltsamen Staatsumwälzungen und spiegeln den Fürsten Schreckbilder vor, sondern die ersten Redner der Parteien. Unsere Völker sind ruhig. Es ist noch zu allem Guten die gute Zeit vorhanden, wenn man das Gute redlich will. Schon der oberflächlichste Blick auf Deutschland, wenn man nicht schlechterdings Gespenster sehen will, belehrt Jeden, daß hier von keiner gewaltsamen Revolution die Rede sein, und daß noch weniger Deutschland im Jahre 1819 mit Frankreich im Jahre 1789 verglichen werden könne. Frankreich war damals, wie jetzt, ein einziger Staat, und die Bewegungen der Hauptstadt zuckten unmittelbar, wie vom Herzen durch den Körper des ganzen Reiches, weil Alles einerlei Interesse hatte. In Deutschland hingegen steht nicht etwa ein einziges Staatsganzes; sondern es sind vielfache, von einander unabhängige Staaten vorhanden, mit verschiedenen Interessen ausgestattet. Was den Einen quält, thut dem Andern nicht wehe. Jeder will sein eigenthümliches Leben behaupten, und jede

dieser Völkerschaften hält an ihr angestammtes Fürstenhaus, unbekümmert um die übrigen. Daher ist keine allgemeine Umstürzung der Dinge auch nur gedenkbar, so lange die Fürsten nicht selbst allen Völkerschaften einerlei Interesse aufzwingen. Theilweise meuterische Bewegungen können nie furchtbar werden, weil einzelne Staaten viel zu schwach sind, in unwälzerischer Verwirrung allen übrigen Widerstand zu leisten; weil diese übrigen immer bereit in Waffen stehen, jeden ersten Aufruhr zu dämpfen; weil Frankreich und Rußland von zwei Seiten, mit einerlei Interesse, jedes empörerische Schwert in der Scheide zurückhalten.

„Wahr ist es, deutsche Völkerschaften befinden sich gegenwärtig in einem fieberhaften, gereizten Zustande. Aber man unterscheide doch wohl: nicht alle. Süddeutschland ist ruhig; ist im Genuß seiner freisinnigern Staatsordnungen zufrieden. Man ist es überall, wo dieselben Wohlthaten wirkten. Warum will man strenge Maßregeln gegen Zufriedene ergreifen? Mit Härte gegen Schuldlose verfahren, heißt sie muthwillig erbittern, und allen Werth dessen wieder vernichten, was ihnen vorher gegeben ward, und was sie dafür geworden sind. Man ehre die Tugend der Völker durch Anerkennung, und handle gerecht, um Gerechtigkeit von ihnen erwarten zu können.

„Wahr ist es, die Nation ist in einem gereizten Zustande. Aber man unterscheide wohl! Dieser Zustand ist nicht bloßer Erfolg der vorangegangenen physischen Leiden, sondern auch der emporgestiegenen geistigen Bildung. Fruchtbare Jahrgänge, neuer Aufschwung des Gewerbes, Kunstfleißes und Handels, begünstigt durch zweckmäßiges Einschreiten der Regierungen, und die Zeit selbst, können und werden endlich alle Wunden der letzten Unfälle und Kriege vernarben. Allein die Forderungen, welche die höhere, geistige Stufe der Nation macht, lassen sich nicht mit Brod beschwichtigen; werden nicht von der Zeit gestillt, sondern durch

die Zeit selbst heftiger; sie werden es, wenn Verfassungen und Gesetzgebungen, für ein früheres, ganz anderes, noch unmündigeres Geschlecht erfunden, nicht dem neuen Geschlechte entsprechender gebildet werden. Dem Jüngling wird das vormals bequeme Knabenkleid zur Folter. Niemand verlangt Unnatürliches, sondern ganz Natürliches; jeder nur Anerkennung dessen, was er wirklich jetzt ist; der gesunde Menschenverstand bloße Achtung für den gesunden Menschenverstand; der Unterthan der Monarchie nur keine Aristokratie, sondern einen Monarchen, dem er sich unmittelbar nahen kann, das heißt, ohne einen Mittelsmann für sich reden lassen zu müssen, den er nicht kennt, und der noch weniger ihn kennt; der freie Bauer verlangt bloß, nicht mehr für ein leibeigenes Lastthier der Uebrigen gehalten zu werden; der Bürger begehrt lediglich für seine höhern Einsichten und feinern Sitten und bei seinen vermehrten Glücksumständen, im Staate und vom Staate diejenige Achtung, welche eben dieser Ursachen wegen vor Zeiten Andern ausschließlich erwiesen wurde; der Bürger des Staats will nur Staatsbürger sein, und die Landesfinder möchten nur ein Vaterland haben im vollen Sinne des Wortes, das heißt, möchten nicht, neben Schooskindern, als Stiefkinder des gemeinsamen Landesvaters gelten. Man verlangt darum dafür aber keine republikanische Verfassungen, keine Umwälzungen, keine Verschmelzung des gesammten deutschen Landes. Diese Hirngespinnste überläßt das Volk denen, welche daran spinnen mögen.

„Wahr ist's, die Parteien stifteten Unheil. Es ist in ihnen keine ruhige, besonnene Ansicht der Dinge, sondern leidenschaftliche Verfinsterung ihres Gemüthes. Der Zorn vertritt ihnen die Stelle des Grundsatzes; die Einbildung die Stelle der Vernunft. Sie sehen im menschlichen Geschlecht Engel oder Teufel. Sie kennen und berechnen die Macht der Gegenwart nicht, und glauben

Alles ausführbar, was sie wünschen. Es ist recht, daß demokratischen, aber auch aristokratischen Ansagen und Umtrieben Schranken gesetzt werden. Allein man hüte sich, das ganze Volk zu schlagen, um den Einzelnen zu treffen; hüte sich, den Schuldlosen zu empören, um den Schuldigen zu beugen. Man hüte sich vor dem Wahne, man habe durch Maßregeln gegen die Parteien auch die Bedürfnisse des Volkes abgethan; und daß, wenn Keiner mehr redet, auch Keiner mehr fühle und denke.

„Wahr ist es, das Volk horcht nur gern auf jene, von welchen es sich vertheidigt hört, weil es fürchtet, daß sonst Niemand für das Volk spreche. Man befriedige die gegründeten und bescheidenen Wünsche der Nation, und die Volksmasse zieht sich von selbst von den bisherigen Sprechern ab. Diese werden allein stehen, ohne Beifall, ohne Rückhalt; sie werden endlich mit vornehmem Achselzucken über die Erbärmlichkeit des Zeitalters, das sie nicht verstehe, den klügsten Theil ergreifen, nämlich schweigen. Den Beweis liefern die Staaten, welche schon die Sehnsucht des Volks erfüllt haben.

„Verachtet man aber stolz diese Sehnsucht und verfährt man mit Strenge gegen nur eine der Parteien, so wird das Volk in seinen Wortführern, auch wenn es deren übertriebene Gesinnungen nicht billigen mag, sich selbst mißhandelt fühlen; es wird in diesen nicht Strafbare, sondern Märtyrer erblicken; es wird diejenigen vergöttern, welche der Hof verdammt, und Furcht und Mißtrauen gegen alles wachsen lassen, was von oben her kommt.

„Denn es ist hier nicht um Gewerbs- und Brodsachen, sondern um Meinungen und Ueberzeugungen der Menschheit in zivilisirten Staaten zu thun. Man konnte einst Huß und Savonarola verbrennen, aber die Reformation ward mit ihnen doch nicht verbrannt. Was reifen wollte, wurde reif. Man kann den Schrift-

stellern Schweigen gebieten; aber die zurückgedrängte Klage spricht mit desto lebendigerer Stimme abwärts ins Volk von Herz zu Herz. Die Ueberzeugungen sind schon da und leben, wenn man auch kein Blatt mehr druckt. Folglich verliert das Volk nichts mehr, nur die Regierungen büßen mit der vernichteten Oeffentlichkeit ein; denn es wird dunkel zwischen ihnen und den Unterthanen; sie erfahren, was sich in diesen regt, nur aus Berichten demüthiger oder gar einseitiger Beamten, und vernehmen auf amtlichen Wegen Vieles nur halb, Vieles falsch oder zu spät. — Man kann den Lehrern der Kirchen und Schulen vorschreiben, was sie lehren und nicht lehren sollen; aber nicht vorschreiben, mit welcher Stimme, mit welchem Blick. Es gibt ein Schweigen, das die Gemüther tiefer erschüttert, als der beredteste Vortrag. Zudem noch, was anfangen mit der Jugend, welche schon andere Ueberzeugungen empfangen hat, als die, welche gewünscht werden? — Diese Jugend wird mannbar und rückt mit Jahren und Tagen in die Stellen aller Zweige öffentlicher Verwaltung ein. Dann geschehen dennoch die großen, von Manchen ohne Grund oder aus Selbstsucht gefürchteten Verwandlungen unvermeidlich; wer entscheidet aber heut schon, wie dann? — Wer entscheidet, wie dann, wenn beim still fortgährenden Mißmuth der Unterthanen unerwartet den Staat ein Krieg überrascht? — Ist's nicht weiser, dem Strom ein Bett zu graben, in welchem er den vorgezeichneten Lauf nehmen muß, als daß er es sich selbst nach und nach wähle?

„Wie genügsam Deutschlands Völker noch sind, beweiset die Zufriedenheit derer, welchen die Vaterliebe der Fürsten gewährte, was das Nationalbedürfniß erheischte. Das Bedürfniß des Volks ist allezeit das dringendste Bedürfniß der Regierung. Deutschlands Regenten erkannten dies immer, und werden es, Gott gebe es! durch kein Blendwerk der wider einander

erhigten Parteien verdunkeln lassen. So trug Preußens Bevollmächtigter schon beim Kongreß zu Wien mit edelm Nachdruck darauf an (Februar 1815): daß alle Stände deutscher Staaten das Recht haben müßten, allgemeine Gesetze für die Staatsbürger mit zu berathen, in die Aufstellung neuer oder Erhöhung alter Steuern zu willigen, und über Verwaltungsmißbräuche Klage zu führen; auch, wofern man nicht die alten Landstände beibehalten, sondern neue einrichten wolle, Grundsatz sein müsse, daß alle Klassen der Staatsbürger daran Theil nehmen.

„Es sei daher gewiß das Streben der einen Partei, die Fürsten an dem zu hindern, was ihren Völkern Frieden bringt, eben so eitel, als die Furcht der Andern, daß das Gerechte unerfüllt bleibe. Der stürmischen Wortführer Ungeßüm, die aus demselben entsprungenen Unfugen und Besorgnisse könnten allenfalls nur Verzögerung bewirken, was gethan zu werden beschlossen stand.“

So sprachen die Gemäßigten der andern Seite.

22. Der Karlsbader Kongreß. Die ständische Verfassung des Königreichs Württemberg. Schluß.

In beiderlei Urtheilen lagen allerdings von den Verhältnissen der Zeit begründete Wahrheiten. Allein es konnte ohne Mühe vorausgesehen werden, daß die deutschen Landesherren sich nicht einseitig durch jene Aeußerungen bestimmen lassen würden. Ihnen lag vor allen Dingen ob, dem Loben der Parteien Stille zu gebieten, die gefährdete öffentliche Sicherheit zu schützen, den Geist der Schwärmerei und Leidenschaft von schweren Verletzungen der gesetzlichen Ordnung zurückzuschrecken, und alles im festen Geleise des Rechts zu erhalten, ohne welches frevelhafte Willkür an die Tagesordnung kommen muß, und selbst die gutgemeinte That sich zum Verbrechen verirren kann.

Es traten die Gesandten aller selbstherrlichen Stände des deutschen Bundes zu Karlsbad in Verathung (August 1819).

Während hier große Maßregeln zur Rettung des innern Friedens der Nation verabredet wurden, vollendete Württemberg das Friedenswerk selbst bei sich durch Aufstellung einer Grundverfassung seines Reichs (25. Sept. 1819), und bestimmte darin mit freisinniger, würdiger Haltung die Verhältnisse des Fürsten, des Volks und der stellvertretenden Stände. Die alten vertrags- und gesetzmäßigen Rechte und Freiheiten der Stammlande, wie der neu erworbenen Provinzen, versöhnten sich unter Anerkennung der Forderungen des Zeitalters in einem neuen freiwilligen Vertrage. Er konnte als Muster einer recht- und zeitgemäßen Entwicklung des öffentlichen Rechtszustandes gelten. Beinahe anderthalb Millionen entzückter Unterthanen, deren Wünsche in Erfüllung gegangen waren, segneten ihren König. Aber auch war es König Wilhelm von Württemberg gewesen, welcher, alle Klassen seines Volks mit gleicher Liebe umfassend, einer jeden Recht und Freiheit ehrend, aus seinem Geiste die Grundzüge zur neuen Schöpfung gegeben hatte. Beneidenswürdiger Fürst, der im Drang der Zeitereignisse königlichen Gleichmuth, im feindseligen Widereinanderstürmen zahlloser Meinungen Gerechtigkeit und Mäßigung behauptete, Freudenthränen aller Parteien ärintete, und einer unsterblichen Liebe der Nachwelt gewiß ist!

Gleichzeitig aber erschienen, als Wirkung der Karlsbader Uebereinkunft, die merkwürdigen Beschlüsse des Bundestages (20. Sept. 1819), kraft welcher Deutschlands selbstherrliche Stände einmüthig eine nähere Bestimmung vom dreizehnten Artikel des Bundesvertrags, die ständischen Verfassungen betreffend, feststellten, — desgleichen eine vorläufige Vollziehungsordnung der Bundesbeschlüsse zur Erhaltung der innern Sicherheit, — ferner eine strengere Beaufsichtigung der öffentlichen und besondern Lehrvorträge

an den Hochschulen, so wie des Lebens der Jugend an denselben, — nicht minder verschärfte Maßregeln gegen Mißbrauch der Pressfreiheit in gesammten Staaten des Bundes, — und die Thätigkeit einer Bundesbehörde in Mainz zur Untersuchung der in mehrern deutschen Ländern vorhanden sein sollenden staats- umwälzerischen und volksaufwieglerischen Umtriebe.

Der Eindruck dieser Verfügungen auf den Geist der Parteien, auf das Gemüth der Nation, auf die Gesinnung des Auslandes war groß. Ihre Wirkungen wird die Zeit offenbaren. Der Geschichtschreiber darf sich über Erscheinungen der Gegenwart keines Urtheils vermessen, ohne seine Stellung mit der sehr trüglichen eines Propheten zu verwechseln.

Doch schon der einfache Ueberblick der Begebenheiten des letzten halben Jahrhunderts, den ich hier gegeben, — und der Blick auf die sich nie verläugnende Treue und Rechtlichkeit deutscher Nation, so wie der Herzensgüte und Weisheit ihrer Fürsten, flößen jedem unbefangenen Sinn Hoffnung ein. Das Bessere wird sich ohne Schmerz entfalten durch Gerechtigkeit und Mäßigung Aller gegen Alle; nicht so früh, als die Ungeduld will, nicht so spät, als der Kleinmuth fürchtet, sondern wie das Gesetz der Natur es gebent, dem Niemand gebent!
